

Heinrich Banniza v. Bazan:

Eine Ahnenlinie deutscher Dichter zu den Kaisergeschlechtern Des Mittelalters

Der Dichter Novalis ist in unserer Schrifttumsgeschichte eine so eigen- und einzigartige Erscheinung, daß der Sippenforscher versucht ist, diese besondere Fügung aus einem besonderen Ahnengut zu erklären. Es hat wohl seine Berechtigung, daß wir den Dichter nur unter dem von ihm selbstgewählten Schriftstellernamen kennen und daß wir uns auf seinen eigentlichen Namen erst besinnen müssen. Friedrich von Hardenberg gehört einem Geschlecht an, das durch Männer bekannt ist, die auf der großen Bühne der Politik als handelnde Kuhn und Macht gewannen, die tätige Gestalter des politischen Lebens waren. Die Ältern auf der Vaterlinie Sildebrand Christoph von Hardenberg und Magdalene Christine von Sebestedt sind auch die Ahnen des bekannten preussischen Staatskanzlers der Befreiungskriege, Fürst Hardenberg.

Sildebrand Christoph von Hardenberg war Berghauptmann zu Zellerfeld im Harz. Ein anderer Altvater des Dichters Friedrich Kasimir zu Lig war braunschweigisch-lüneburgischer Oberbergbauhauptmann des Harzes. Beide Bergbauleute sind auch Ahnen des bahnbrechenden Förderers des preussischen Bergbaus Freiherrn Karl Friedrich Anton von Seynig, dessen beide Eltern Geschwister von Novalis Großeltern väterlicherseits waren. Wir erinnern uns dabei, daß der Dichter nicht nur in seinem Werk die geheimnisvolle Poesie des Bergmannslebens gefeiert hat, sondern daß er auch selbst den Wegen dieser Ahnen folgt, als er seit 1797 auf der Bergakademie zu Freiberg dem berühmten Geologen Abraham Gottlob Werner lauscht. Auch Friedrich von Hardenberg war bereit, den Weg des Lebens im öffentlichen Dienst zu beschreiten. Schon hatte er seine Anstellung als Amtshauptmann ausgefertigt erhalten, als ihn ein rascher Tod dahintrastete.

Die besondere Art von Hardenbergs Künstlerum findet in diesen Ahnenlinien der väterlichen Seite keine hinreichende Erklärung. Da gehen wir wohl nicht fehl, wenn wir wie der Bergmann mit der Wunschelute eine Wanderung zu den Ahnen der mütterlichen Seite beginnen. Wissen wir doch, daß des Dichters Mutter Auguste Bernhardine von Bölsig (1749—1818), die 1770 den Ulrich Heinrich von Hardenberg geheiratet hatte, auf Novalis einen großen Einfluß ausgeübt hatte, daß insbesondere die religiöse Seite seines Wesens, die seinem Werk den besonderen Klang verleiht, von hier aus entwickelt worden ist. Von der Mutter sind auch einige ungelente Verse erhalten.

Vun zeigt die Ahnentafel der Mutter Hardenbergs eine genealogische Besonderheit, die uns sofort wegen ihrer möglichen erbbiologischen Bedeutung auffällt. Die Mutter ihres Vaters, Christine, und ein Urogroßvater mütterlicherseits Christoph sind Geschwister, nämlich die Kinder des Leo Sabrer von Sabr und der Eva von Schleinig. Von Leo Sabrer von Sabr stammt also Auguste Bernhardine von Bölsig zweimal ab, sowohl von väterlicher als auch von mütterlicher Seite. Das Ahnenerbe der von Schleinig bringt keine besonderen Überraschungen.

Die Schleinig sind ein durch zahlreiche tüchtige Beamte und Offiziere hervorgerichtetes Geschlecht, das im Meißnischen und im benachbarten Böhmen begütert und versippt war. Wohl aber sind Schicksal und Herkunft der Sabrer von Sabr von eigener Art. Leo Sabrer von Sabr, der als holländischer Hofmeister bezeichnet wird, besaß das Gut Kagewig östlich von Grimma, später Ischortau und Laue in der Gegend von Delitzsch nördlich von Leipzig. Auf dem von ihm gepachteten Gute Brandis, östlich von Leipzig, ist er gestorben. Leo Sabrer gehörte aber nicht zum Kreise der ober-sächsischen Sippen, sondern entstammte einem vornehmen böhmischen Adelsgeschlechte, das in den politischen und religiösen Wirren des Dreißigjährigen Krieges seine Heimat verlassen mußte. Leo wurde vier Jahre nach der Schlacht am Weißen Berge geboren, seinen Vater Johann Sebastian Jdiarsky, der auf dem alten Familiengute Jdiarsk saß, verlor er im Alter von vier Jahren. Der Vater starb am 25. Oktober 1628 zu Marienberg in Sachsen. Er gehörte also zu den Zehntausenden, die in diesen Jahrzehnten um ihres Glaubens willen aus den habsburgischen Ländern fliehen mußten und die durch ihre unbeugsame kämpferische Haltung für die neue Heimat Träger wertvollen Erbgutes wurden. Wir denken da an den Grafen Zinzendorf, den religiösen Kufen und Dichter aus österreichischem Blut. Gewiß finden wir auch hier eine Wurzel des künstlerischen Schaffens des Dichters Novalis, in dessen religiöser Dichtung wir das Lied finden: „Wenn alle untreu werden, so bleib ich dir doch treu“.

Leo soll „aus Liebe zur evangelischen Religion“ ein kostbar erbautes Schloß, 8 Ritterfing, ein Städtlein, 37 Dörfer und 70000 Gulden verbrieft Schuldforderungen zurückgelassen haben. Er wird als „ein gelehrter und christlicher Cavalier“ bezeichnet. Genannt wird er als Besitzer von Perlick (?) und Kotb-Aujezd (westlich von Prag) in Böhmen.

Seine Kennzeichnung ist trotz der knappen Formulierung recht aufschlußreich.

Was aber unsere Vermutung bestärkt, daß es sich in dem Ahnenerbe Leo Sahrer von Sahr um ein für Hardenbergs dichterisches Schicksal besonders wertvolles Erbgut handelt, wird deutlich, wenn wir uns in Leos weiterer Nachkommenschaft umsehen. Zwei von den 8 Kindern des Leo, nämlich Christoph und Christine waren als Ahnen des Dichters Novalis festgestellt. Dabei ist Christine über ihre Enkelin Christiane Friederike von Böhmig auch Ahnfrau des Dichters Ernst v. Wildenbruch. Zwei weitere Kinder dieses Mannes erscheinen nun ebenfalls als Dichtervorfahren. Die Tochter Elisabeth Brigitta, die am 21. April 1683 den Hans Georg von Minckwitz auf Ober-Vingshöke, Landeschulensinspektor zu Grimma, heiratete, ist Ahnin des Dichters Wilhelm von Polenz, und die Tochter Eva, die am 9. August 1687 den Christoph aus dem Winkel auf Ossa ehelichte, ist eine Altmutter der Dichterin Luise von François. Wilhelm Christoph Wolf von Polenz hat seinen festen Platz in der Schrifttumsgeschichte durch seinen Roman „Der Bittnerbauer“, in dem er ein lebenswahres Bild vom Leben und Kämpfen deutschen Bauerntums im 19. Jahrhundert zeichnet. Polenz ist selbst Hüter deutschen Bodens, da er das von Vater und Großvater ererbte Gut Ober-Lunwalde in der Lausitz bewirtschaftet. Mit dem berühmten deutschen Saatzüchter Ferdinand von Lohow-Pekus hat er mehrfache Abnangemeinschaft. Auf der Mutterlinie gelangen wir zu den von Ziegler und Klipphausen, aus denen der eigenartige Vielwisser und Dichter Heinrich Anselm von Ziegler und Klipphausen hervorgegangen ist.

Auch Polenz mühte sich um religiöse Fragen, er legte sie nieder in seinem Roman: „Der Pfarrer von Breitendorf“ (1893). Das Bild neuen deutschen Bauerntums entwarf er in seinem Roman: „Der Grabenjäger“. Er griff damit weit vor bis in unsere Tage, in denen die Verwaltung des deutschen Bodens wieder eine heilige und gewürdigte Verpflichtung im Dienste der Volksgemeinschaft bedeutet.

Bemerkenswert ist, daß auch Wilhelm von Polenz' ältere Schwester Hertha Klara Elisabeth unter dem Pseudonym Leon Sioet als Dichterin hervorgetreten ist („Capriccio“ 1884, Roman aus dem damaligen Rußland; „Sünden der Väter“ 1885, Erzählung, „Der Aargart“ 1887).

Luise von François, die mit ihrem Roman „Die letzte Keckenburgerin“ in die deutsche Schrifttumsgeschichte eingegangen ist, empfängt das Blut der Sahrer von Sahr ebenfalls über die Vaterlinie. Ihr Urosvater, der kursächsische Kapitän Etienne le François ist der Gatte der Henriette Wilhelmine aus dem Winkel, deren Mutter die obgenannte Eva Sahrer von Sahr ist. Damit verbindet sich bei Luise v. François das Ahnenerbe französischer Glaubensflüchtlinge mit dem der böhmischen Verfolgten.

Die François sind bekannt geworden durch eine Reihe großer Soldaten. Luises Großvater August Karl v. François hat einen Sohn, Enkel und Groß-enkel, die alle drei tüchtige preussische Generale wurden. Auch diese stammen also von Leo Sahrer

v. Sahr. So wenig wir von der Wesenart dieses Mannes wissen, um so mehr können wir also mittelbar in erbbiologischer Hinsicht aus der Tatsache schließen, daß er zweimal näher Ahn des Dichters Novalis, sodann auch Ahnherr zweier anderer bedeutender deutscher Dichterpersönlichkeiten des neunzehnten Jahrhunderts ist.

Wie nun Leo Sahrer v. Sahr in erbdkundlicher Hinsicht als Ahnherr bemerkenswert ist, so ist er als Erbe bedeutender geschichtlicher Blutlinien nicht minder eigenartig. Es gelingt uns, von ihm die Linie zurückzuführen zu den großen Kaisergeschlechtern des Mittelalters. Wir gelangen zu den hohen Zeiten mittelalterlicher deutscher Kultur, deren Sänger Novalis in seinem „Heinrich von Ofterdingen“ wurde.

Leo Sahrers Eltern waren Johann Sebastian Sahrer v. Sahr auf Privatitz und auf Zdiar an der Mstawa südsüdlich von Pilsen und Elisabeth Vigtum von Apolda. Letztere gehörte zu dem böhmischen Zweige des bekannten thüringischen Geschlechts, das heute unter dem Namen der Vigtum von Kästzt verbreitet ist. Der Ahnherr der böhmischen Vigtum Apel III. war eine der bedeutendsten Persönlichkeiten Thüringens im 15. Jahrhundert. Er wurde bekannt durch die Vigtumische Fehde gegen den Kurfürsten Friedrich den „Sanftmütigen“ von Sachsen, in deren Verlauf er mit seiner Familie fliehen mußte, worauf er in Böhmen Besitzungen erwarb. Apel ist über seine Nachkommnin Kunigunde, die den Sigismund von Smirřich heiratete, auch Vorfahr Wallensteins. Damit gewinnt eine genauere Betrachtung des Vigtumischen Ahnenerbes besondere Bedeutung. Scheint doch gerade das Dämonische, das immer wieder Wallensteins Persönlichkeit ebenso großartig wie unheimlich erscheinen läßt, hier eine blutmäßige Wurzel zu haben.

Apel Vigtum vereinigte zeitweise in seinen Händen eine für einen Mann seines Standes bedeutende Macht. Sein Einfluß verleitete Herzog Wilhelm zum Dreuderreige, seine Verschlagenheit, seine Fähigkeit und seine Tatkraft machten auch mächtigen Gegnern den Kampf nicht leicht. Als ihm seine Bestigungen in Franken, Hildburghausen und Koburg weggenommen werden sollten, schredte er vor dem Äußersten nicht zurück. Selbst fremde Mächte wollte er zum Einfall in Thüringen verleiten.

Das Besondere ist, daß Apel es versteht, sich aus diesem gefährlichen Spiel mit dem Untergang zu retten und in Böhmen die Macht seines Hauses von neuem zu begründen. Der Vigtumische Besitz in Böhmen liegt am Südrand des Erzgebirges am mittleren Laufe der Eger zwischen Kaaden und Annaberg. Blösterle liegt unmittelbar an der Eger, Egerberg liegt südlich Pürkitz und Neu-Schönburg weßlich davon. Die Söhne Apels waren bald im Besitze der mächtigen halskarrigen böhmischen Herren, die dem jeweiligen Könige selbst wie Könige gegenüber traten. Christoph war Hofmarschall des Königs Wladislaw. Das Vertrauen dieses Herrschers gewannen auch Christophs Brüder Georg und Feliz. Georg, der Ahnherr der obgenannten Dichter, erscheint 1490 als Bevollmächtigter der böhmischen Krone zu den Verhandlungen mit den Reichsstädten am Tage zu Baugen (27. April) und überbringt eine Botschaft Wladislaws an Herzog Georg von Sachsen wegen der von König Matthias Corvinus der böhmischen Krone entfreundeten Lande. Feliz wird von dem König nach

Breslau gesandt, um die schlesischen Stände zur Treue zu mahnen und von der ungarischen Partei zu lösen. Von Felixens Kindern ist Kunigunde Wallensteins Uregroßmutter. Kunigundes Bruder Apel scheint auch ein Erbe dämonischer Kräfte geworden zu sein, die ihn schließlich auf den Weg des Verbrechens führten. Rückfichtslos nutzte Apel der Jüngere seine Herrenstellung aus und stürzte den

zwischen Mutter und Sohn, daß Apel doch der berüchtigte Mann sei, der kürzlich wegen seiner in aller Welt offenkundigen Missetat hätte landflüchtig werden müssen.

Der Besitz Pürstein und Teuschönburg kommt 1608 an die Vigtum zurück. Es ist Leo Sabrers Großvater Christoph Vigtum, der sich fünfzehn

Tafel I.

Sebastian Sabrer von Sabr † 1628		Christoph * um 1664		Christine * 1. IV. 1673	
Pfaufelsdorf, 1598	auf Zbier ∞ Elisabeth Vigtum v. Apolda 1586—1670	† 29. III. 1702	∞ 24. V. 1694	∞ 2. X. 1698	
Leo Sabrer von Sabr 1624—1680		Ursula Magdalena v. Dieskau		Joachim Ernst v. Böttzig	
auf Nagewitz, dann auf Fischortau und Laue					
∞ 3. III. 1663 Eva v. Schleinig 1643—1696		T. d. Adam auf Grödel			
Elisabeth Brigitta	Eva	Christoph	Christine		
∞ 21. IV. 1683	∞ 9. VIII. 1687	† 29. III. 1702	∞ 2. X. 1698		
Hans Georg	Christoph	∞ 24. V. 1694	Joachim Ernst		
v. Mindwig	a. d. Winkel	Ursula Magdalena	v. Böttzig		
a. Ober-Vingschke	a. Ossa	v. Dieskau			
Landes-Schulenkonsp.					
zu Grimma					
Johanna Sophia	Henriette Wilhelmine	Johanna Erdmuth	Karl v. Böttzig	Christiane Friederike v. Böttzig	
v. Mindwig	∞ 1734	1699—1734	1715—1757	∞ Ernst Adolf v. Schieck	
∞	Stephan v. François	∞ 1719	↓	1710—1746	
Wolf Adolph		Albrecht v. d.			
v. Polen3		Schulenburg			
auf Mühlbach		1681—1733			
		Erdmutter Albertine	∞ 1756		
		1725—1756			
Karl August	August Karl	Auguste Bernhadine v. Böttzig		Ernst Rudolf v. Schieck	
v. Polen3	v. François	1746—1818		Oberstl., 1777 in Amerika	
1714—1792		∞ 1770		∞ 1768 Christiane Friederike	
Kursächs. Kapitän		Ulrich Heinrich		v. Giffa	
		v. Hardenberg			
Wilhelm v. Polen3	Friedrich	Karl	Friedrich	Eleonore Auguste v. Schieck	
1776—1852	v. François	v. François	v. Hardenberg	1774—1805	
			Dichter	∞ 1804 Ferdinand	
			Novalis	v. Langen 1765—1820	
				Rgl. pr. Generalmajor,	
				Kommandant d. Festung	
				SaarloUIS	
Julius v. Polen3	Luisa v. François	Bruno v. François		Ernestine v. Langen	
1828—1900	Dichterin	pr. Generalmajor		1805—1858	
		gefallen bei		∞ 1837 Ludwig	
		Spichern 1870		v. Wildenbruch	
				Rgl. pr. General-Lt.	
Wilhelm v. Polen3	Hertha v. Polen3	Hermann v. François		Ernst v. Wildenbruch	
1861—1903	Schriftstellerin	Herausgeber		Dichter	
Dichter		im Weltkrieg			

Handelsverehr der Bergstadt St. Annaberg. Schließlich wird bekannt, daß er falsche Münze geschlagen hat. Er hat Gepräge Böhmens und Sachsens nachgemacht und in Umlauf gebracht. Viele, die ihm dazu geholfen haben, werden gefangen, er selbst muß fliehen. Sein Amt Pürstein wird von König Ferdinand eingezogen. Aber „der Bsewicht“, der „neumungmeister“ läßt sich nicht niederzwingen. Es wird u. a. gemeldet, daß er sich in der Herberge zu Schleiz aufhält, wo die Welleute zu ihm gingen und mit ihm guter Dinge wären. Ja er scheint es sogar im Neufißchen zu neuer Macht gebracht zu haben. 1541 ist er als Vermund Heinrichs des Vermeinten von dessen Mutter Barbara von Anhalt eingekerkert. Der Anwalt betont in dem Rechtsbandel

Jahre des ererbten Besitzes freuen darf, bis er von der Krone eingezogen wird und der Besizer wieder fliehen muß. Christoph war als Vorkämpfer der böhmischen Stände und des neuen Glaubens hervorgetreten. 1609 gehörte er zu den Defensoren des Protestantismus an der Universität Prag, und er verfaßte auch eine Verteidigungsschrift. Er wird als vornehmer, feingebildeter, weltbereifter Mann und als guter Wirtschaftler geschildert. Die Geschichte dieser Vigtum von Apolda weicht völlig ab von der so manchen anderen Geschlechts des thüringischen Lehnadels. Sie ist erfüllt von dramatischer Span-

nung, von jähem Wechsel von Sieg und Niederlage, sie wird getragen von starken Naturen, die aber von einer zuweilen geradezu verbrecherischen Dämonie erfüllt sind. Wir geben nicht fehl, wenn wir bei manchen Zügen dieser Sippengeschichte an das Schicksal und Wesen des großen Friedländers erinnert werden.

Elisabeth Digtums Eltern waren Christoph Digtum und Ursula Gräfin von Schlipf.

Deren Stamm wird auf Heinrich Schlipf, Bürger zu Eger um 1394 zurückgeführt, dessen Sohn Kaspar, deutscher Reichskanzler unter Kaiser Friedrich III., den Glanz seines Hauses herbeiführte und dessen Nachkomme Stephan der bekannte Begründer des Silberbergbau zu

Erbschaft Schläckenwert erhalten und erwarb später Hauenstein und Himmelstein. Auf ihn und seine Gattin Hippolyta von Hohenlohe wurden zwei Medaillen geprägt. Beide sind auch Ahnen des Feldmarschalls Traun, der in den schlesischen Kriegen mit Friedrich dem Großen den Degen kreuzte.

Mit den Hohenlobes gewinnen wir Anschluß an den gesamten deutschen Fürstenstand des Mittelalters. Gottfried IV. von Hohenlohe zu Weikersheim zählt in seiner 8. Abenteuere die Namen Hohenlohe, Leuchtenberg, Hanau, Niegenbain, Vettingen, Schaumberg, Schlesien-Münsterberg, Schlesien-Cosel, Gottfrieds Großvater Albrecht I. von Hohenlohe

Tafel II.

Kaiser Lothar der Sachse.

	Gertrud
∞	Heinrich der Stolze
	Heinrich der Löwe
∞ II 1168	Matthilde T. d. Königs Heinrich II. v. England † 6. 8. 1195
	Heinrich Pfalzgraf am Rhein * um 1173 † 28. 4. 1227
∞ I 1194	Agnes T. d. Pfalzgr. bei Rhein † 9. 5. 1204
	Verngard † 24. 11. 1260
∞	Hermann IV. Mggf. v. Baden † 16. 1. 1243
	Rudolf I. Mggf. v. Baden † 19. 11. 1288
∞	Kunigunde T. d. Gf. Otto I. v. Eberstein
	Verngard v. Baden † 8. 2. nach 1297
∞ vor 1294	Eberhard II. der Erlauchte Gf. v. Württemberg
	Idelheid v. Württemberg * 1295 † 13. 9. 1342
∞	1313 Kraft v. Hohenlohe † 3. 5. 1344
	Kraft v. Hohenlohe † 16. 11. 1371
∞	Anna T. d. Landgr. Ulrich v. Leuchtenberg † 11. 6. 1390

Joachimsthal in Böhmen ist. Ursula Schlipfs Mutter Elisabeth v. von Wartenberg ist die Tochter des Prokop von Wartenberg auf Melnik, Obersterblandmundschenen von Böhmen, und Schwester der Johanna von Wartenberg, die Gattin des Adalbert von Drenstein und Ahnfrau des Dolarschloßers Friedrich von Mansen ist. In Prokop von Wartenbergs Großelternreihe erscheinen Johann von Wartenberg, Landvogt in der Oberlausitz († 1464) mit Katharina von Dobna, beide auch Ahnen Wallensteinis und Viktoria von Kunstadt und Podiebrad mit Anna von Wartenberg. Viktoria ist Vater des hussitischen Böhmenkönigs Georg Podiebrad und auch Ahnherr Wallensteinis.

Die Ahnenlinie von Ursula Schlipf führt zunächst zu ihrem Vater Kaspar († 1549?), der in den Ständekämpfen während des schmalkaldischen Krieges mit seinen Sippengenossen König Ferdinand I. entgegentrat. Er erlag aber und mußte sich 1547 ergeben, worauf er in den weißen Turm des Prager Schlosses gesperrt war. Bei einer späteren Veröhnung mit dem König mußte er ihm die Städte Joachimsthal und Elbogen abtreten. Kaspars Vater Heinrich, der Bruder des bekannten in der Schlacht bei Mohács gefallenen Stephan Schlipf hatte aus der väterlichen

	Albrecht I. v. Hohenlohe † 15. 6. 1429
	Domburg zu Mainz u. Würzburg, Probst zu Oehringen
∞	1410/13 Elisabeth T. d. Ulrich V. v. Hanau
	Kraft Gf. v. Hohenlohe u. Niegenbain † 31. 3. 1472
∞	1431 Margarethe T. d. Gf. Friedrich (des Frommen) v. Vettingen
	Gottfried IV. Gf. v. Hohenlohe in Schillingsfürst u. Weikersheim † 1497
∞	Hippolyta v. Wilbermsdorf (6 Kinder)
	Johannes Gf. v. Hohenlohe † 1509 zu Weikersheim
∞	Elisabeth Landgräfin v. Leuchtenberg
	Hippolyta Gf. v. Hohenlohe
∞	1520 Heinrich Gf. v. Schlipf † 1528
	Kaspar Gf. v. Schlipf † 1549 auf Hauenstein und Plan
∞	Elisabeth v. Wartenberg † 1572
	Ursula Gfin v. Schlipf
∞	Christoph Digtum v. Apolda a. Neu-Schönberg u. Ebersberg

Elisabeth Digtum ∞ Sebastian Sahrer v. Sahr

(Vgl. Tafel I).

ist durch ein eigentümliches Schicksal ausgezeichnet. Er war zum Geistlichen bestimmt, war 1388 Domburg zu Mainz, 1406 zu Würzburg, 1408 schließlich Probst zu Oehringen, erhielt er dann 1409 von Gregor XII. — es war vor dem Konstanzer Konzil — die Erlaubnis aus dem geistlichen Stand auszutreten und zu heiraten. Seine Gattin Elisabeth von Hanau schenkte ihm auch drei Söhne und zwei Töchter, von denen eine wieder Nonne wurde. Albrechts Großvater Kraft von Hohenlohe war 1332 Marschall Kaiser Ludwigs des Bayern und Gatte der Idelheid von Württemberg. Krafts Schwiegervater war der bekannte Graf Eberhard II. der Erlauchte von Württemberg, der Fühn und Flug, tapfer und eroberungslustig, wie er war, sich das Leitwort erkoren hatte: „Gottes Freund und aller Welt Feind“. Er war zeitweise als Führer der schwäbischen Opposition gefählicher Gegner Rudolfs von Habsburg. Eberhards Gattin Verngard ist die Enkelin des Fähringers, Markgrafen Hermann IV. von Baden, und der Verngard, Tochter Heinrichs des Pfalzgrafen bei Rhein. Diese ältere Verngard entsammt einer ge-

schichtlich bedeutungsvollen Ehe, der Jellustich in seiner Novelle „Streit um Agnes“ ein Denkmal gesetzt hat. Tringards Eltern sind nämlich Pfalzgraf Heinrich, der Sohn Heinrichs des Löwen, und Agnes, die Tochter des zum Staufenhause gehörenden Pfalzgrafen Konrad (Stiefbruders Friedrich Barbarossas). Die rasche heimliche Vermählung beider im Jahre 1194 hatte der Politik Kaiser Heinrichs VI. einen Streich gespielt, da sich gerade der französische König Philipp um Agnes mit guten Aussichten beworben hatte. Wir haben damit das Zeitalter der Hohenstaufen erreicht. Alle weiteren

Linien zu den früheren Kaisergeschlechtern, zu Karl und Widukind, lassen sich leicht anschließen.

Es ist klar, daß dieser Weg von Leo Sabrer von Sahr bis zu Heinrich dem Löwen erbibologisch kaum auswertbar ist, wohl aber hat er seine Bedeutung für die Festigung unseres Geschichtsbewußtseins. Wir erleben hier, wie der gemeinsame Ahn mehrerer deutscher Dichter mit den tiefsten Wurzeln seiner Herkunft zurückreicht zu den geheimnisvollen Urgütern unserer Volksgeschichte, daß Ahnenkunde eine deutsche Geschichtsschau gleichsam von innen her bedeutet.

Ansch. d. Verf.: Kleinmadnow, Post Stabndorf, Am Weinberg.

Konrad Zucker:

Über den Wert von Märchen und Sagen für die Rassenpsychologie (II)

II.

Mythen und Märchen als rassenpsychologisches Vergleichsmaterial.

Es gibt wohl kaum sonstwo greifbare Äußerungen der Rassenfelle, die einmal in so weite Zeiten zurückreichen und die andererseits bis in jüngere und jüngste Zeiten sich so weitgehend frei halten konnten von „Zeitgeist“-Schwankungen wie Mythen und Märchen. Soweit heute noch Märchen lebendig sind — und auch in Mitteleuropa liegt diese Zeit ja noch nicht so weit zurück — bilden sie recht eigentlich den Ort, an welchem nicht nur ältestes Volksgut haften blieb, sondern an dem sich auch tiefste rassenfelle Eigen-tümlichkeiten unverweht durch rationale Beeinflussungen niederschlagen durften. Und das in einer Reinheit und Fülle, wie wir sie sonst wohl kaum vorfinden dürften. Reiner sogar noch, als manche Sitten und Brauchtümer, unter denen oft erst feinführender Takt fremde Einslässe herauslösen müßte. Wenn A. N. Jensenberg zum Ausdruck bringt, wie ein Mythos einmalig sei, so spricht daraus tiefstes Verständnis nicht nur in rassenpsychologischer, sondern auch in rassenpsychologischer und religionspsychologischer Hinsicht. Gewiß, ein Mythos kann — äußerlich gesehen — übernommen werden von einem Volke, das ihn selbst nicht gründete. Das kam in der Geschichte auch vor. Doch ereignete sich das nie, ohne daß der innere, der tief symbolische Gehalt, also der Wesenskern des Mythos entsprechend der anderen rassenfellen Veranlagung abgeändert wurde. Wer sich an die rein äußerlichen Merkmale, an Namen und nackte aufzählbare Begebenheiten im Mythos hält, der wird das nicht sehen können. Die Erfahrung lehrt aber, daß es einfach nicht möglich ist, einen mythischen Bericht von Mund zu Mund zu überliefern ohne wesensmäßige innere Anteilnahme an den symbolischen Wahrheiten in ihm. Andernfalls wird er eben abgeändert und bald schon überhaupt nicht mehr verstanden. Er stirbt in fremder Umgebung. Nun sind und bleiben Mythen nur älteste Zeugnisse. Märchen aber werden dauernd noch neu geschaffen und geleiten uns bis in jüngste Zeiten.

Für ihre Verwendbarkeit als rassenpsychologisches Material muß aber noch einiges gesagt werden. Wir haben die Tatsache zu berücksichtigen, daß von den Märchen überaus viele Einzelmotive, ja oft ganze Stücke eine Reife um die halbe, einzelne sogar um die ganze Erde gemacht haben, ohne daß es vom einzelnen Motiv oder Märchen auszumachen wäre, wo es seinen Ursprung nahm.

Jedes Volk also erzählt sich in wechselnder Menge Märchen, die als Thema oder nackter Inhalt auch fernab woanders erzählt werden. Der Prozentgehalt dieser mag groß

geschätzt in Island etwa 50%, im Kaukasus sogar 90 bis nahe an 100% betragen. Somit sagt uns das nackte Motiv oder der nächste Inhalt eines einzelnen Märchens rassenpsychologisch noch gar nichts aus. Es gilt aber vom Märchen und seiner Übernahme durch fremde Hand z. T. dasselbe, was eben über den Mythos gesagt wurde. Nur ist das Märchen ja meist eine episodische Kurzgeschichte und stellt somit noch kein geschlossenes rassenfelles Totalbekenntnis dar; es bleibt darum auch in seiner Umprägung lebensfähig. Aber eine Umprägung erfährt es, und zwar desto stärker, je länger sein Aufenthalt in einem und demselben Volke bereits dauerte. Und darin gerade tut sich ein rassenpsychologischer Wert kund. M. a. W. es ist der Stil, in welchem ein Märchen erzählt wird; was einmal darin für besonders betonten und was andererseits als nebensächlich angehen nur mitgeschleppt oder ganz ausgelassen wird. Das hat uns zu interessieren, und so liefert uns gerade auch die Tatsache der weiten Verbreitung einzelner Märchen oft bodenwichtige Anhaltspunkte beim Vergleichen, wie daselbe Märchen etwa in Rußland oder Frankreich oder Deutschland erzählt wird. So überwiegen z. B. in der Erzählung des gleichen Märchens in Deutschland und Skandinavien die Berichte von Handlungen vor den Schilderungen von Gesprächen. In Island geht das sogar noch weiter. Im Westlichen Märchen Frankreichs und Süditaliens stehen die ausföhrlichen Darstellungen ausgeführter Rede und Gegenrede bei weitem obenan. Das muß auch dem Leser auffallen, der von Claus' vorzüglichen Rassenstilforschungen nichts weiß. — Zahlreiche Themen sind natürlich für ein anderes Volk mit anderer rassenfeller Schichtung so abartig, daß sie überhaupt nicht aufgenommen werden können. Das gilt nicht nur bezüglich der Übernahme von Märchen der Primitiven, sondern auch noch für die indischen Rahmenerzählungen und ganz besonders für die überaus phantastischen Märchen Chinas.

Natürlich gibt es dann auch fast überall eigenständige Märchen oder solche, die so weitgehend abgewandelt wurden, daß es praktisch gesehen ohne Sinn wäre, wollte man der Motivübernahme noch irgendwie Wert beimessen. So z. B. in dem Märchen vom Fischer und seiner Frau, das aus Holland zu uns kam und dessen Motiv man allerdings in gänzlich anderem Gewande auf dem malayischen Archipel wiederfinden mag.

Nehmen wir nun eine möglichst große Anzahl von Märchen einer bestimmten Gegend her, berücksichtigen wir darin nicht nur die eigenständigen Märchen und die Größe ihres Prosentages, sondern auch die Tatsache, was sich an übernommenen Märchen darin vorfindet und was andererseits an Motiven anderer Völker oder Gegenden

Keine Aufnahme fand, so bietet sich hier noch ein weiterer Gesichtspunkt. Wir nehmen dazu eine neuzeitliche rassengeographische Karte zur Hand und lassen uns durch die größte Dichte des Vorkommens einer bestimmten Rasse bei der Wahl der Gegend, aus der wir die Märchen nehmen, leiten. Wer nun über ein wenig Stillsitzen verfügt, dem wird sehr bald ein ganz bestimmter einseitiger Unterton in der Wahl der überwiegenden Stoffe und in ihrer Behandlung auffallen. Vergleichen wir dann so weiter die Märchen verschiedener Rassen, so taucht vor unserm sinnhaft betrachtenden Auge eine unübersehbare Fülle von Unterschieden auf, für welche die oben¹⁾ entwickelten drei Bezugspunkte jederzeit und leicht in Anwendung gebracht werden können.

Um nur einige wenige, beliebige Beispiele zu nehmen: Wir lernen die gänzlich verschiedene Bedeutung kennen, die die Verwandlungen einmal in vorderasiatischen und zum andern in nordischen Märchen haben. Dort sind Verwandlungen der Person des Helden gern gesucht, zweckvolle Möglichkeiten, hier sind sie ganz überwiegend Ausdruck ungewollter Bannung oder eines Fluches²⁾. Dort in der eigentlichen Verwandlung ändert sich das Verhalten des Helden grundlegend mit dem Wechsel, hier dagegen in der Bannung schlummert sozusagen das Wesen des Helden unverändert. Ein solcher Unterschied aber ist der unmittlere Ausdruck für das gänzlich verschiedene Schicksal hier und dort. Während das Orientalische Märchen so äußerst einseitig auf den Helden zugeschnitten ist, daß die Umgebung zur Nebensächlichkeith herabfällt und der Hórer oder Leser oftmals seine Moralbegriffe nach dem Verhalten des Helden zu verpflanzen darf, legt das Westliche Märchen den größten Wert darauf, daß der Held allen Ansprüchen hinsichtlich Benehmen und Moral gerecht wird, ja es läßt ihn kleine Fehler mit fast peinlich wirkender Genauigkeit erspüren, ehe es ihn erhebt. Hier drückt sich eine gänzlich verschiedene Haltung und Rücksicht der Umwelt gegenüber aus.

Eine Welt liegt zwischen dem Helden Polynesischer Märchen, der durch kosmische Abläufe in seinem Wesen bestimmt und schon bald zu einem Gott oder Halbgott wird und dem Helden Eskimischer Märchen, der sich entgegen weichen Einflüssen übersinnlicher Natur seinen Weg auf der Erde zu bahnen muß.

Der gleiche Unterschied in der Haltung übermenschlichen Mächten gegenüber tritt auch in den Märchen verschiedener Primitivvölkern in strengem Sinne zutage, so daß schon darum die Meinung von der im Grunde bestehenden psychischen Einheitlichkeit der Primitiven erledigt ist.

Das Herausprojizieren und Personalisieren der eigenen Gemütszustände und Gefühlsabläufe, wie wir sie eben auch im primitiven Erleben finden, gibt uns noch keinerlei rassenspsychologisch brauchbare Fingerzeige. Wo die affektiven Vorgänge als noch nicht im eigenen Innern entstehend und ablaufend empfunden werden, da fündet dieser Umstand lediglich von einer primitiveren Stufe der Identifizierung und findet sich daher in Märchen und besonders in Mythen jedes Volkes. Rassenpsychologisch gesehen beginnen die Unterschiede erst dann, wenn man in der Lage ist, festzustellen, ob sich im gegebenen Falle der über das Alltägliche hinausgehende Erlebnisbereich im Herausprojizieren und Personalisieren eigener seelischer Zustände erschöpft (Animismus mit seinen Dämonen), oder ob und wie weit daneben Vorgänge der Außenwelt, auch solche, die uns affektiv nicht ohne weiteres tiefer ergreifen,

personalisiert werden (= Götterbildungen). Wohl stellen diese beiden Vorgänge in gewisser Beziehung Extreme dar, finden sich aber niemals als das Nassenfellen aus schließlich beherrschende Kräfte vor. Als hierfür größte Gegenläge seien Eskimos (vorwiegend animistisch) und auf der anderen Seite die Polynesier genannt. Auf die hier obwaltenden Unterschiede und ihre deutlichen Folgen für die Mythen- und Märchenbildungen ist Frobenius besonders eingegangen. Die beiden darin zum Ausdruck kommenden verschiedenen seelischen Haltungen hat er als magische und mythische treffend beschrieben. Trotzdem Frobenius den Schritt in alle Rassenfragen vermied, lassen sich nach diesen Gesichtspunkten doch sehr wohl außer den oben genannten noch weitere, vorwiegend magisch oder vorwiegend mythisch bestimmte Rassen auseinanderhalten, und das eben am einfachsten aus deren Märchen und Sagen. So verraten z. B. alle Verwandlungsmotive in Märchen, sofern die Verwandlung auf eine eigene zauberische Machnahme zurückzuführen ist und eigens angestrebt wird, „magisches“ Ursprung (Traummärchen und das Motiv der Bannung und des Hautwechsels fallen dabei außerhalb), während Märchenmotive, in denen geheimnisvolle Weisungen (Verhaltens, verschiedene Wege) und besätigende Wundererzählungen (Gotteszugesnisse z. B. im Märchen vom Marienkind) eine Rolle spielen, auf „mythische“ Wurzeln hindeuten. So kennzeichnen nun auch magische Haltung (mit Animismus, Schamanismus, Dämonenkult, Zauberei und in weiterer Entwicklung Monotheismus) und mythische Haltung (mit kosmischen Gottheiten, Zentralisierung, hierarchischer Staffelung, Weissagung, Kosmogonien, Mythen, Polytheismus) für die Geisteshaltung verschiedener Rassen sind, mit diesen Begriffen allein kommt man naturgemäß nicht aus. Ganz abgesehen davon, daß es zu Überschneidungen durch Übernahmen kommt, wie z. B. in den Mythen der Ägypter und in den Märchen der Bantu und Samiten, so schließen sich auch beide Haltungen innerhalb der gleichen Rasse nicht allemal aus, so bei den Paläomongoliden Tibetern und Japanern und den Nordischen Germanen³⁾.

Hier führt dann die Betrachtung des Stiles unter Anwendung der bereits erwähnten drei Gesichtspunkte weiter. Nehmen wir ein Beispiel: In sehr vielen Märchen und besonders natürlich in den Sagen verschiedener Völker und Rassen wird dem Hórer vom Lebensschicksal oder von den ereignisreichen Zeiten der Helden berichtet. Gar nicht selten finden wir dabei Einzelmotive, die uns sowohl als deutliche aber auch als Märchen der verschiedensten Länder

¹⁾ Einige Worte mögen hier noch über das Zaubern im besonderen Platz finden. Ganz entsprechend dem jenseitigen Weltanschauungen ist schon innerhalb Deutschlands auch in den meisten Märchen und Sagen ein starker Unterschied zwischen Welt und Ob zu erkennen. Je weiter etwa von der Erde aus nach Oben, um so häufiger begegnen wir Zaubermotiven; je weiter nach Westen, um so öfter tauchen Motive auf, die das 2. Gesicht, das Wiedergewinnern, das Wabersuchen u. ä. behandeln. So spielt, wenn wir das Gefüge noch weiter ausdehnen wollen, im heutigen allgemeinen Bewußtsein der Österreicher und auch der „böse Blick“ so gar wie gar keine Rolle, während Märchen wie auch Erzählungen von Ereignissen der Gegenwart voll sind von Wiedergängern, vom 2. Gesicht u. ä. m. — Hórer wird auch in den alten germanischen Sagen recht viel von Zauberei berichtet, die sie sind hier besonders die Góter und deren Lieblinge, die solche Kunst verhehnen. Aber eigenartigerweise wird dabei mit überwiegender Betonung die Zauberkunst irgend eines einzelnen Menschen der Góter abgelehnt. Sie haben die Fähigkeit nicht von vornherein, d. h. aus sich selbst, sondern vermittelst irgendwelcher Mittel Dinge oder Wesen: Traupart, Heilmittel, Tarnkappe, Speere oder Kúnen usw.), die sie, sei es nun von Kúnen oder von Zwergen, ebenfalls von anderen, außerweltlichen und außergerötlichen Wesen erlangen. Man lese unter dieser Gesichtspunkte die Geschichte von Thor's Versuch bei Utgarloki, hier wird der Unterschied zwischen übermenschlichen Bannern und der eigentlichen Zauberei deutlich und es ist aber der Gott selber getauft wird, diese Klar dem germanischen Empfinden entsprechend herausgehórt. Im übrigen hat Tónd in „Góter- und Jenseitsglauben der Germanen“ S. 195 f. das dem Oben eigenartige Zaubern als aus dem Erlebten und dem Wissen herrührend sehr überzeugend dargestellt.

²⁾ Siehe im vorigen Heft.

³⁾ Wenn Obn sich in alles verwandeln kann und nach dieser Fähigkeit sogar auch demnach wurde, so liegt hier eine gänzlich andere als im Märchen gemeinte Bedeutung der Verwandlungen vor. Diese haben als den Ausdruck zu gelten für die verschiedenen Beeindrückungen und Gelegenheiten, mit und bei denen der Gläubige den Gott Obn erlebt.

der Webe bekannt sind, so daß bei oberflächlicher Betrachtung eine Verwandtschaft nahegelegt wird. Daß oftmals eine solche lediglich durch Übereinkunft bedingt ist, braucht nicht nochmals hervorgehoben zu werden. Der raffische Wefensfener einer Erzählung und dann die Klaffenden Unterfchiede werden erst klar, wenn man mit der Frage herantritt, wie in Märchen oder Sagen das innere Verhältnis von Geld und Schickfal erlebt wird.

In den Märchen der Orientaliden Araber Afrikas und Arabiens find Geld und Schickfal wiederlei. Der Geld handelt, wie es ihm gubdünt. Von seinem Schickfal weiß er nichts und kann er auch nichts wissen. Ob seine Wagnisse und Berechnungen günstig oder für ihn vernichtend auslaufen, hängt lediglich nicht von diesen ab, sondern ist durch das Schickfal von Gott vorausbestimmt und jeder Zusammenhang zwischen Artung des Geldes bzw. seiner Taten und der Art des Schickfals wird gänzlich vermifst. Höchstens seine Ergebenheit in das Schickfal — aber wohlgerneht nur nach einem Schickfal — wird hervorgehoben. Von symbolischen Traumbedeutungen abgesehen behandelt das Orientalide Märchen daher auch auffallend selten das Motiv der Weisfagung. Gelegentlich klingen Motive der Belohnung und der Strafe an, find aber dann nicht mehr eigentlich Orientalid, sondern Vorderasiatisch und verwifsen dann vollends den eigentlichen Charakter des Schickfals. Diese Vorderasiatische misverfiehende Art des Orientaliden Schickfalsbegriffes, der hierdurch zum Ausdruck kommende innerfchliche Widerfreit findet sich denn auch oft genug in jüdischen Legenden und Erzählungen, so im Alten Testament in der Hiobgeschichte und in der neueren jüdischen Legendenliteratur, z. B. in der Geschichte: „Beel der Schneider“. Obwohl der hier kurz gekennzeichnete Schickfalsbegriff ein Bestandteil des mohamedanischen Bekenntnisses ist, finden wie ihn in den Märchen der Vorderasiaten kaum oder nur inhaltsarm angebeudet. Ihnen ist jedes eigentliche Schickfalsgefühl fremd. — Während sich das Orientalide Märchen fast ausschließlich mit der Figur des Geldes beschäftigt, dem gegenüber anderen Personen weitgehend untergeordnete Statistenrollen zufallen und uns so gezeigt wird, wie weit das Schickfal den Gelden gewähren läßt oder nicht, ist das Vorderasiatische Märchen mit seiner größeren Fülle an besonders hervorgehobenen Einzelpersonen auf die individuelle Einsicht dieser abgestimmt. Hier entfaltet sich gar kein Schickfal. Hier streiten menschliche Eigenschaften und Leidenfchaften um den Erfolg, und abgesehen davon, daß die Motive von Lohn und Strafe meist im Vordergrund stehen, fällt oft auch dem Geffirissen die Gelderolle zu. — Wäre es so, daß dem Märchen neben der rein unterhaltenden Seite hauptsächlich die Aufgabe zueile, dem primitiven Moralempfinden nach Gut und Böse gerecht zu werden, dann müßte das Vorderasiatische Märchen dieselbe hohe Entwidlung gefunden haben können, wie das religiös verfaßte Indische und in geringerem Maße auch das Orientalide Märchen. Da aber — von Schwänken und Aurgeschichten abgesehen — das ausföhlichere Märchen auf die Dauer nicht ohne eine abnende Einstellung zum Schickfal bestehen kann, so ist es für den Vorderasiaten Kennzeichnend, daß er einerseits die meisten übernommenen Motive in seinem Märchenfabe beherbergt und daß andererseits seine eigenen Märchen mehr und mehr zu üppig ausgefalteten und reich verflochtenen zweifelhafte Erzählungen werden, die oft genug das Totige nicht nur streifen, (türkische Märchen).

Der Einfluß Westlichen Raffengeistes auf das Märchengut West- und Mitteleuropas wird ganz allgemein weit unterfchägt. Das liegt zum guten Teil an dem kulturgeographisch gesehenen Schickfal dieser Westlichen oder Mediterranen Kaffe. Seit der schon in der Frühgeschichte vollzogenen Dezentralisierung ihrer Kulturmittelpunkte,

wozu wahrfeinlich auch Sumier, sicherer aber noch Areta, Tiryas und Tartessos gebörten, und wozu mit ihrer damaligen Kulturhöhe nach Hans J. A. Günther wohl auch die Etrusker und außerdem wohl noch die Pelasger zu rechnen sind, gingen die Kulturgüter dieser Westlichen Kaffe oder sagen wir besser der hauptsächlich westrassisch bestimmten Völker innige Vermischungen ein mit den Gütern verschiedener, raffisch anders gefchichteter Völker. Davon soll hier nur das Westlich-Nordische getreift werden. Gerade diese Regierung wurde eine sehr feste, ja einheitliche. In den Brennpunkten ihres Zusammenflusses, in den irischen und wallisischen Märchen, gab diese Regierung sich eine gänzlich eigenartige Form, in welcher sich das lichte, Nordisch stürmende Aedentum mit feinen moralischen Begriffen von Geseftgstreue und patriarchalischer Geseftung zusammenflocht mit den oft düsteren, geheimnisvollen unheilbrütenden, bedeutungsfchweren und symbolhafte Zeichen kündenden, bedeutungslosen Elementen, die oft noch materialistische Geseftung verateten. Was nun die Behandlung des Schickfals angeht, so hat sich auffallenderweise in der Mehrzahl der Märchen und der belischen und frühmittelalterlichen Helensagen Westeuropas der Westliche Charakter durchgefegt (die Sagen um König Artus, die Sagen von Lohegrin, Sün von Borbeaur usw.). Das hat ohne weiteres seinen Grund darin, daß das Nordische Schickfalsgefühl der Europa beherrschenden christlichen Lehre viel ferner stand, als das der Westlichen Kaffe; wie ja denn auch die Sagen und Märchen Englands und die frühmittelalterlichen Frankreichs ungleich häufiger christlich-religiöse Seiten und Tönungen anmahnen als die eigentlichen deutschen und vor allem die Westlichen Märchen. Wie dürfen uns deshalb auch nicht darüber wundern, daß auch in das deutsche Westliche Stücke oder auch nur Jüge in überraschender Menge eingebunden sind. Dem hierauf gerichteten Blick hebt sich aber dennoch Nordische Schickfalsgefühl ganz deutlich von der Westlichen ab.

In dem vom Westlichen Geiste durchwehten Märchen wird der größte Wert auf das richtige Verhalten des Gelden gelegt. Er erhält Weisungen und Verbote, deren Einsicht jenseits menschlicher Möglichkeiten liegen, die aber ihre Gültigkeit haben innerlich der Eigengefeligkeit aufmerksamer Menschen Welten und Sphären, mit denen er schickfalsmäßig in Berührung gebracht wird. So darf er ein bestimmtes Zimmer nicht betreten, eine bestimmte Blume nicht oder gerade nur diese pflücken, oder er muß eine lange Zeit schweigen und ähnlides mehr. Oder er ist der Glückspilz, der ohne sein eigentliches Zutun in eine lange vorber bestimmte Situation hineingerät und durch eine beiläufige Handlung wie etwa einen Fuß oder die Öffnung von Gefäßen oder den Schlag auf einen Gegenstand eine Erlösung herbeiführt. Verfüßt er aber gegen eine geheimnisvolle Weisung oder läßt er sich durch eine menschliche Weisung zu Neugier, Zorn, Fluchen oder zu einer unziemlichen Handlung hineinfein, so muß er das büßen. Und mit der Buße oder Sühnung nimmt es das Westliche Märchen peinlich genau. Diese Note läßt sich besonders gut studieren an den Sagen vom geprellten Teufel. Während beim Handel mit dem Teufel auf germanischem Märchenboden alles gefattet ist, büßt der Westliche Geld zum mindesten dafür, daß er sich überhaupt mit dem Teufel eingelassen hat. So in einem spanischen Märchen, wo der Geld so gefirkesgegenwärtig und pfiffig er sich dem Teufel gegenüber auch zeigt, trotzdem seinen Schatten an diesen verliert. Oder der Geld trägt einen anderen Denzettel davon. Im übrigen behält im Westlichen Märchen der Teufel überwältigend viel öfter den Charakter der finsternen, eigengeflichen Macht, als in den germanischen oder nordischen Geschichten, wo er oft zum „armen Teufel“ und „Dummling“ wird, der sich prachtvoll ärgern kann.

tritt demnach im Westlichen Märchen der Mensch aus seiner Alltätigkeit heraus und kommt mit besseren Umständen in Berührung, kurzum, gelangt er in märchen- typische Situationen, d. h. in die Sphäre außermen- schlichen Waltens, dann kann das nur dann gut ablaufen, wenn er sich deren Eigenartigkeiten irgendwie anpaßt. Da er diese aber — meistens wenigstens — nicht kennen kann, so erhält er Ratsschlüsse oder Weisungen und Ver- bote von einem Wesen jener Welten. Seine eigene Imi- tation ist, abgegeben vom persönlichen Mute, weitgehend darauf beschränkt, wie weit er willens und moralisch fähig ist, sich diese Weisungen zu eigen zu machen. Es tritt dabei auch im Westlichen Märchen das rein magisch-zauberhafte deutlich zurück gegenüber der mythischen Gleichhaltung. Und wo wir auf bekannte Zaubermotive stoßen, so stehen diese nie unbedingt und selbständig da, sondern sind eng verknüpft mit mythisch-symbolhaften Charakteren und für den Helden in ihrer Wirksamkeit abhängig von der zuvor stattgefundenen Befolgung der mythischen Sagenungen jenes außer menschlichen Waltens. Am deutlichsten geht die Verquickung dieser beiden Motive: Zauber und mythisch-symbolische Gleichsetzungen hervor aus der Ge- schichte vom Ceridwen's Waiskessel der alen Keltischen Mythologie oder aus dem alten Märchen von Amor und Psyche, wie es Apuleius aufzichnete und das für sehr viele noch heute bestehende Variationen das Urbild abgab.

So ist also der Westliche Held keineswegs wie im Orienta- liden Märchen den ihm blind scheinenden Eingriffen einer Schicksalsmacht überlassen. Er wird vielmehr durch sie so geführt, daß er sich darauf verlassen kann, soweit er sich seinerseits ganz auf ihre Weisungen und Gesetze ein- stellen will und kann. In vielen Märchen, so in älteren italienischen, wird diese Abhängigkeit vom Schicksal oder der Fügung Gottes auch eigens herausgestellt. Diesem so erlebten Schicksal gegenüber spielt das Wünschen, Fühlen und Wollen, kurz die gesamte Artung des Tuns eine geringe Rolle. Ohne Rücksicht auf diese hat der Held sich den gegebenen Weisungen anzupassen, ja er tut am besten, ganz in ihnen aufzugehen. So erklärt sich auch die überaus häufige Grundidee Westlicher Märchen, daß aus einem übel veranlagten Menschen endlich der moralisch geläuterte Held wird. Gewiß sind hier christliche Einflüsse gar nicht zu verkennen. Daß diese aber überhaupt so groß sein konnten, ist nicht anders als durch ihre innere Verwandt- schaft mit dem Westlichen Schicksalserleben zu begreifen. Wir haben es hierbei mit einer klaren „mythischen“ Haltung im Sinne von Frobenius zu tun. Auch gibt sich die erwähnte Verwandtschaft noch dadurch kund, daß es offenbar Westasiatische Weisungen waren, die die früh- christliche Lehre in eine firdliche Fassung mit streng hier- archischer Staffellung überführten, die als solche für alle überwiegen mythisch gearteten Kulturen charakteristisch ist.

Gegenüber dem Westlichen Schicksalserleben ist es nicht ganz leicht, die entsprechende germanische oder Nordische Form im Märchen herauszustellen. Gerade in den Märchen, die wir als deutsche zu nennen gewohnt sind, flutet oft beides durcheinander. Mit der bekannten Übernahme so manchen Westlichen Kulturgutes während der letzten Jahr- hunderte hat auch unser Märchenstich derartig weit- gehende Westliche Zusätze erhalten, wie das gewöhn- lich nicht gesehen wird und zwar nicht allein durch Übernahme von ganzen Stücken und Motiven, sondern durch das, was Claus mit Stillüberprägung bezeichnen würde. Der Märchenforscher wird das vielleicht weniger auf Grund der Geschichte und des Wanderweges erkennen können als durch die Stilpsychologie. Auf die hier her- schenden Schwierigkeiten kann in diesem kurzen Überblick nicht eingegangen werden. Immerhin, je mehr wir nach Norden zu dem plattdeutschen skandinavischen und is- ländischen Märchen kommen, um so geringer wird dieser

Westliche Einfluß und um so häufiger treffen wir Stücke an, die einen im letzten Grunde anderen Schicksalserleben kennen.

Der Nordische Märchenheld bekennt sich zu seiner Artung, und mit ihr drückt er der Umwelt seinen Stempel auf und zwar gerade auch dann, wenn er — wie das ja dem Märchen entspricht — in Lagen kommt, die ihm fremd sind, oder im Umgang mit außer menschlichen Wesen und Kräften. Das isländische Märchen weiß besonders gut von Verwicklungen zu berichten, die dadurch entstehen, daß der Held gegen seine eigene Artung handelt: So wenn je- mand leichtfertig einen Toten für seine Hochzeit zu Gast lud und es sich nun zeigt, daß er den Folgen doch nicht gewachsen ist, und dann die junge Frau die Angelegenheit in Ordnung bringen muß. Auch in diesen Märchen erhält der Held ähnlich wie im Westlichen manchmal einen Denk- zettel. Doch hat das das nie den peinlichen (für uns peinlichen) Reizesmack einer Nahe des Schicksals oder demütigen- ger Sühnung. Vielmehr weiß das Nordische Märchen die Dinge so zu berichten, daß dem Helden klar wird, wo er zu weit über sich hinaus wollte oder wo es bei ihm noch eine Lücke gab und das Andere stärker war als er. Es kann natürlich nicht anders sein, als daß das Nordische Märchen besonders in Deutschland, da es den Helden die Dinge so behandelt läßt, wie seine Augen sie sehen, um seine Art daran zu erproben, leicht ins Schalfhafte und Sumor- volle übergeht. Diese Seite jedoch ist im eigentlichen Märchen niemals der Grundton. Im Märchen vom Ges- feln sieht man besonders schön, wie der Held seiner Umwelt Nordisch begegnet. Weniger seine Jurdlosigkeit interessiert es hier, als vielmehr der Zug, wie er auch dem Könige ja selbst den Gespenken in seiner Art begegnet. Er stellt sich nicht auf die ihm auch gar nicht bekannte Umgangsform mit Gespenken ein, sondern setzt sich ihnen gegenüber in seiner Eigenart durch. Ohne Antrittslust behandelt er sie gutmütig wie Feindesleiden, und zieht erst andere Seiten auf, wenn jene ihn bedrohen. — Im Märchen von „Szen im Gluck“ steht der Held für seinen schicksalsmäßigen (sagen wir ruhig angebotenen) Mangel für die Wertung materieller Güter, so daß er sich am Ende durchaus nicht als der Über- tölpelte fühlt. Als Nordischer Märchenheld erfüllt er sein Schicksal und zwar trotz, ja mit der zu ihm gehörenden Dummheit. Würde er sich angeführt vorfinden, so würde das ein für den Nordischen Schicksalsbegriff im Märchen kaum zu findendes Haben mit dem Schicksal bedeuten. — So liegt dieses also für Nordischen Geist im eigenen Selbst begründet.

Auf die innige Verwandtschaft der Schicksalsfassung Nordischer Märchen mit den Ideen Edeberts und denen Thoms in Der Gyn, den der Dichter mit Ostbaltischen Zügen versteht und daran scheitern läßt, braucht hier nur hingewiesen zu werden.

Fassen wir noch einmal kurz zusammen:

Das Vorerasiatiscbe Märchen kennt einen Schicksals- begriff nur bei Übernahme von fremdem Märchenstich, es weiß ihn aus Eigenem nicht zu leben oder zu erfüllen. Für den Orientaliden Helden ist das Schicksal zwar im Ratsschlusse Gottes begründet, aber ihm selbst ewig un- fasslich und seinem Sinne unzugänglich. Es hat keinen für ihn selbst eigenen Zuschnitt und könnte ebensogut einem anderen beschieden sein. — Dem Westlichen Helden erfüllt sich sein Schicksal genau nach Maßgabe seiner Fähigkeit und seines moralischen Waltens, sich durch Weisungen den Gespenkenleiden über menschlichen oder gött- lichen Waltens anzupassen. — Sein eigenes Schicksal aber durch Verwirklichung der ihm überkommenen Artung zu erfüllen, ist die Eigentümlichkeit des Nordischen Märchen- helden.

Gerade das Märchen aber ist es nun, welches uns in seiner meist primitiven Lebensform zeigt, daß die beson-

dere Eigenart, sich zu dem Schicksal zu stellen, durchaus unabhängig ist von der Höhe der Entwicklung des Ichgefühls, vielmehr ein anderer Ausdruck ist, für die rassen-spezifische Art der Umformung. — Denn was das Märchen in seiner primitiven Lebensweise noch an emotionellen Vorgängen herausprojiziert und personifiziert, das klingt in seiner volkseigentümlichen Art genau so wieder im Herzen des in seiner Identität fortgeschrittenen Hörers. Nur so ist verständlich, wenn das Volksmärchen nicht nur zum Kinde, sondern auch noch zum Erwachsenen sprechen kann, d. h. zu dem, der sich ihm nicht innerlich unverschämter und ästhetischer naht.

Nach dem, was hier in Umrissen und an einigen Beispielen gesagt werden konnte, erscheint es doch aufzeigbar, daß sich durch alle Entwicklung mit ihren gegebenen Veränderungen hindurch ein fassbarer, unveränderter Wesenskern der Rassenseele herausheben läßt.

Wenn hier nun auf den Wert von Sagen und Märchen für die Rassenpsychologie aufmerksam gemacht wurde, so sei schließlich andererseits noch ein Rat gegeben. Man soll bedenken, daß die auf die vorgetragene Weise zu gewinnenden Ergebnisse um so sicherer und widerspruchsfreier sind, wenn man sie auf den möglichst größten Raum jeweils ausdehnt. Man sollte also nicht etwa jetzt schon die Märchen beispielsweise des Schwarzafrika und seiner Bevölkerung mit denen der Ariebebene o. ä. auf ihre Unterschiedlichkeiten hin vergleichen wollen. Man lasse sich fürs erste, wie gesagt, ausgehend von einer guten rassengeographischen Karte leiten und betrachte danach die auszuwählenden Mythen und Märchen, wobei es natürlich nichts ausmachen darf, wenn hierbei oftmals politische Grenzen wie z. B. auf dem Balkan überschritten werden und Völker verschiedener Sprachen in ein Vergleichsgebiet zusammenfallen müssen. Wo aber außer Märchen noch Mythen oder gar eine eigenständige religiöse Anschauung vorhanden sind, so ist letzteren der Vorzug zu geben. Sie sind beide in ihrer ursprünglichen Gleichgültigkeit, d. h. überall vom gleichen Geiste durchflutet, das spätere Material. Sie lassen sich Umformungen und Beimischungen weniger leicht gefallen und die Richtlinien bleiben für dauernd bestehen und erkennbar, ja oft genug redet der vergewaltigte Mythos in solchen Fällen selber in seiner Sprache von einem Kampfe (Perseus-Gorgo; vgl. auch das Gegenpaar Athene und Aphro-

dite, deren verschiedener Ursprung rassenspsychologisch gesehen, erst recht einleuchtet).

Innerhalb dieser Fragen gibt es kaum eine dankenswertere und auch aufschlußreichere Arbeit als die, den Wandel der religiösen Anschauungen Vorderindiens: die Zeit der Vedas, die der Upanishaden, des Opferritus, des Aufkommens der Trennung von Leib und Seele, der zunächst persönlich, dann unpersönlich geglaubten Seelenwanderung, die Zeit des Buddhismus mit seiner späteren Spaltung, des späteren Einflusses der Zaubertantans und des schließlich Sieges hinduistischer Götter und der Tatsache der starken Sektenbildungen, fürzumal all diese Abschnitte zu vergleichen, mit den jeweils damit Hand in Hand vor sich gehenden Wandel der russischen Einflüsse und der Umsichtigungen.

Oder bei den Fragen um die rassenspezifisch bedingten Einflüsse auf die Ausgestaltung christenkirchlicher Besonderheiten sollte man nicht die Bedeutung der Westischen Rasse zu gering anschlagen. Sie gehört, wie schon ausgeführt, zu den großen frühgeschichtlichen Kultur-rassen des Mittelmeeres, die sich von den weit mehr magisch orientierten Vorderasiaten durch ihren hierarchisch gestaffelten sozialen und religiösen Aufbau wesentlich unterscheiden. Diese rassistisch bedingte Neigung finden wir wieder im hierarchischen Aufbau der katholischen Kirche. Ein Blick auf eine religionsgeographische Karte klärt uns auf, wo dieser Einfluß auf die Dauer Fuß fassen mußte und konnte.

Daß sich die künstlerischen Schöpfungen, Malereien und Plastiken usw. unter Verwendung ähnlicher Gesichtspunkte wie die hier entwickelten zur Rassenpsychologie werden verwendet lassen, erscheint im Prinzip natürlich durchaus möglich. Nur dürfte es bezüglich der rassistischen Zuordnung aufzufundener Kunstwerke aus ferneerer Zeit nicht immer leicht sein, den Weg nicht zu verlieren.

Es braucht nicht betont zu werden, daß die hier vorgeschlagene Arbeitsweise, die ich bereits den in Heidelberg gehaltenen Vorlesungen über Rassenpsychologie zurunde legte, keinen Ausschlüßlichkeitsanspruch erheben. Dazu sind die Dinge und die Fragestellungen noch zu sehr im Fluss. Doch glaube ich kaum, daß man fortan hierauf wieder verzichten können.

Verf. steht im Felde,
Anschrift durch die Schriftleitung.

Ottillie Doll:

Gedanken zur Frage der Landflucht

Eine harte Notwendigkeit läßt gegenwärtig persönliche Wünsche zurücktreten, so daß Augenblicks die hier angeschnittene Frage etwas in den Hintergrund gedrängt scheinen mag. Auf dem Lande wie allenthalben in den Städten zeigt es sich, daß der Krieg ein großer Lehrmeister der Fleißigkeit körperlich wie seelisch ist. Ein hartes belebendes Wirken geht von der Tatsache Krieg aus; wie ein Säuberer macht er Ungeheures möglich und fast selbstverständlich. So wächst das Korn auf im Krieg wie im Frieden und selbst dann, wenn Tausende von Händen von seiner Pflege abgezogen worden sind und anderswo eine notwendige Sache vollbringen müssen, wird Brot da sein wiederum für alle, die darauf ein Recht und einen Anspruch haben im Volke.

Aber man weiß es gewiß, es werden Tage kommen, über deren Erwachen das Wort: der Krieg ist entschieden, stehen wird. Alles wird sich entspannen. Genau so wie jetzt wird

der Boden dann auf die Hände barren, die aus seinem Schoße die Nahrung für das Volk weiden und locken sollen. Die Arbeitswilligkeit der Menschen wird nicht geringer geworden sein dann, aber es wird auch dann manchen geben, die glauben in städtischen Berufen einen größeren Anteil an Lebensgenuß und vermeintlichen Ansehen zu gewinnen. Es ist klar, die Wurzel des Übels muß erastet werden, will man eine endgültige Wendung der Dinge in dieser gerade für das deutsche Volk so wichtigen Frage herbeiführen und das Übel so einem zwar langsamen, aber dafür um so nachhaltigeren Seilungs-prozeß unterwerfen. Im folgenden möchten nun einige Gedanken dazu vorgestellt werden.

Man hat es bei der Bekämpfung des Mißhandes mit Menschen zu tun, mit Wesen also, bei denen stets mit leidlich-seelischen Gebenheiten gerechnet werden muß und aus diesem Gesichtswinkel sind deshalb auch die Maß-

nahmen zu betrachten. Es handelt sich auch keineswegs um eine Neuerschöpfung auf dem weiten Gebiete der Zusammenfügung und des Aufbaues des Volksgörpers im wirtschaftlichen Sinne. Für unser westeuropäisches Gestaltungsgebiet ist die Frage der Abnahme der arbeitenden Hände auf dem Lande ja fast dreihundert Jahre alt; Deutschland im engeren Sinne spürt die Dringlichkeit der Frage der Landflucht seit etwa hundert Jahren. Man betritt also durchaus dabei kein Neuland. Vielleicht mehr aus ideellen, denn aus wirtschaftlichen Gründen ist aber für unser Vaterland die durchgreifende Wandlung in dieser Beziehung vordringlicher als für andere Staaten. Je mehr dieses deutsche Volk sich seiner besonderen Werte bewußt wird, um so mehr muß es daran festhalten, und ein schwindendes Bauerntum muß es wie ein ihm selbst entzweigendes Leben betrachten.

Die nationalsozialistische Staatsführung hat denn auch bereits diese Frage von Anfang an mutig angepackt und die verschiedensten Wege zur Lösung derselben sofort beschritten. Im allgemeinen stehen zwei Hauptwege für die Abwendung des Verhängnisses der fehlenden Kräfte für die Landwirtschaft offen: die Verbindung weiterer Abwanderung und die Rückführung früherer Schollverpflichteter bzw. deren Abkömmlinge und zwar jebeimal ideell und materiell gesehen.

Eines muß zunächst klargestellt werden, daß nämlich unter der ländlichen Bevölkerung von vornherein städt- und langgängige Menschen zu unterscheiden sind. Dazwischen stehen dann die Vielen, die unentschieden zwischen den beiden sich abhebenden Gruppen vorhanden sind, die sich also in dem einen oder anderen Sinne beeinflussen lassen werden. Es liegt auf der Hand, daß ein Mensch mit einer so ausgeprägten Eigenart, wie es ein offenkundiger Zug zum Städte- oder Landleben ist, nicht zur großen Masse gehören kann, daß man also in der Frage der Landfluchtarmachung augenscheinlich am meisten es mit jenen zu tun haben wird, die weder das eine oder das andere sind, also mit den Beeinflussbaren. Doch dürfen deswegen die andern keineswegs übersehen werden, denn an sich kommt diesen mittelbar doch die größere Bedeutung zu, wenn diese wichtige Sache in eine gute und dauerhafte Ordnung zu überführen versucht werden soll. Immer sind ja die aus

einer Masse Aufsteigenden im gewissen Sinne die Tonangebenden, auf die es letzten Endes ankommt. — Langgängig-städtig ist hier in dem Sinne gebraucht, daß der betreffende Mensch einen so starken Zug zum Leben auf dem Lande oder in der Stadt hat, daß ihm also die Weigung hierzu sozusagen eingeboren ist, so daß er einen andern Weg zu einem glückhaften Dasein nicht zu erkennen vermag.

Die als langgängig Bezeichneten scheiden sich wieder in zwei Gruppen. Die einen davon haben zu wenig Unternehmungslust, vielleicht auch zu geringen Mut gegenüber den in der ferne drohenden Kämpfen, um sich durchzusetzen und bleiben deshalb lieber da, wo sie seit ihrer Geburt gestanden haben und wo sie, wie solche fast immer hoffen, einmal auch geruhig ihr Leben beschließen werden. Gewiß, sie empfinden hierbei die ganze Schwere ihres Lebenswegs, glauben es auch, daß unter Umständen ihnen dieser erleichtert werden könnte und auch, daß, wer den Mut dazu hat, etwas zu unternehmen, unter Umständen etwas zu gewinnen vermag, aber das ist nichts für sie. Es sind das meist diejenigen auf dem Lande, die immer und unter allen Umständen im alten Stille weitermachen wollen und über eine jegliche Störung des gewohnten Ganges ihres Lebens ungemütlich werden. Verbissen und hartnäckig halten solche fest, was sie überkommen haben und beachten dabei nicht,



Kuhn, Lola Aufseberg

Kinder aus dem Wallertal

daß den einfluss belebten Dingen in allzu starren festhalten das Leben entgleitet und sie sich schließlich nur an eine tote Sache geklammert haben. Dennoch können solche Leute, die, wie gesagt, eine beträchtliche Mehrzahl ausmachen, in der Aufgabe das Leben auf dem Lande ausbreitenswert zu machen, eine wichtige Aufgabe erfüllen. Soll die Frage der Minderung der Landflucht für ganz Großdeutschland gelöst werden, und es können natürlich nirgends Lücken offen bleiben, so sind diese schwerfälligen Seßhaften in die Rechnung voll miteinzuberechnen. Eine besondere Behandlung brauchen sie zudem nicht, sie werden, hat man nur die nötige Geduld mit ihnen, von selbst, trotz einer vielfach widersprechenden Voraussetzungen aus allem, was immer in der Sache geschieht, einen Nutzen ziehen und werden dann den festen Grundstock in manchen Gegenden darstellen.

In weit geringerer Zahl findet man unter den landgängigen Menschen solche vor, die einen so starken Zug zur Erde, vielleicht auch zur Selbständigkeit haben, die fast immer mit dem Besitz eines landwirtschaftlichen Betriebes verbunden ist, daß man ihnen alle Schätze der Welt umsonst verheizen würde, müßten sie um diesen Preis der Scholle untreu werden. Das sind im gewissen Sinne die Ritter des Bodens. Die, auf die er sich immer verlassen kann und die man deshalb als treue Helfer bei der Lösung der hier zur Behandlung gestellten Frage leicht zu gewinnen vermag.

Die staßgängigen Menschen, die in jeder Gegend vorkommen, wollen ihr Schicksal versuchen, man kann sie nicht aufhalten. Was man ihnen aber zum Nutzen der allgemeinen Sache tun kann, ist, daß man dafür sorgt, daß sie erfüllt mit bäuerlichem Geist in die Städte kommen. Mögen sie dort dann ihren Mann stellen in mancherlei Schwierigkeiten, die ein Weiland immer in sich hat, sie werden es um so sicherer können, je tiefer sie aus bäuerlicher Fähigkeit Mut zu schöpfen vermögen. Sie werden dann der Saureitz in den Städten sein, die das Brot vom Lande verzehren, und werden da und dort zu erinnern wissen, daß es eine heilige Sache ist, dieses Brot Jahr für Jahr aus dem deutschen Boden zu locken. Durch solche Abtrünnige (nur dem Körper nicht dem Geiste nach) wird Bauerngeist in den Städten lebendig sein und werden die notwendigen Bindungen zwischen Land und Stadt erleichterlicher werden können. Es wird gut sein für die Städte, wie für die geistig führenden Schichten unseres Volkes, wenn der Blutstrom vom Lande immer wieder neues Leben in sie hineinträgt. Wohl werden unter diesen von den Städten mit Macht und ohne besondere äußere Umstände angezogenen Menschen immer auch solche sein, die durchaus nicht zunächst Kampf und enblicher Sieg angeht haben, sondern gar manche, die ein schönes und bequemes Leben in den Städten zu finden vermeinten. Natürlich werden auch solche besser bestehen können, wenn bäuerliches Denken und Empfinden in ihnen fest verankert ist. Vielleicht ist dies dann der einzige Stützpunkt, der sie vor dem In-die-Tiefe-gerissen-werden bewahrt. Es kommt auch auf diese an, wie die Stadt und das Leben in einer solchen von denen angefaßt wird, die auf dem Lande zurückgeblieben sind. Eine gewisse, aus bäuerlichem Denken und fühlen sich ergebende Mächternheit wird die am Glückshafen des Leben Gescheiterten, trotz der Abwanderung vom Lande leer ausgegangen, offen eingelassen lassen, daß eben doch „nicht alles Gold ist, was in der Ferne glänzt“; manchem auf dem Lande Zurückgebliebenen zum Troste.

Aus dem Vorangegangenen ist z. T. bereits ersichtlich geworden, worum es letzten Endes bei der Lösung der Frage überhaupt geht: um den echten bäuerlichen Geist. Und von dieser Plattform aus läßt sich für eine befriedigende Lösung doch auch wieder eine frohe Hoffnung schöpfen. Denn, wenn gut $\frac{2}{3}$ des deutschen Volkes verstädter sind nach außen, nach innen sind sie es gewiß nicht. Im Grunde ist in vielen Städten doch noch echt bäuerliches Empfinden lebendig (A. Lämmle gibt in seinem Buch: „Sitte und Brauch im Bauerntum“ ihre Zahl mit 40% an) und man darf wohl sagen, in eben so vielen ist es im Grunde doch nur mit einer leichteren städtischen Schicht überlagert, so daß nur ein geringerer Teil unseres Volkes als enbülgig dem Lande entfremdet bezirahnet werden muß. Allerdings auch dann, wenn dies wirklich zutrifft (vielen wird es ja eine zu günstige Ansicht dünken), ist nicht zu leugnen, daß eine Stärkung des bäuerlichen Geistes dringend notwendig ist, denn wie schnell ziehen sich Rücklagen auf, wenn sie nicht ständig lebendig gehalten und erneuert werden? Der Anfang hierzu aber muß auf dem Lande selbst gemacht werden, wenn man Wachhaltigkeit erreichen will. Einem aufmerksamen Betrachter der bäuerlichen Menschen der Gegenwart fällt nämlich besonders eins auf: die noch nicht

zum Stillstand gekommene Abnahme der bäuerlichen Selbstsicherheit, trotz allem was für das Bauerntum inzwischen getan worden ist. Selbstsicherheit eines Standes aber ist der beste Prüffstein für seine Gesundheit. Vielleicht hängt die Abnahme darin bei unsen Bauern mit der fortschreitenden Selbstsicherheit der deutschen Arbeiter zusammen? Es weiß der deutsche Bauer der Gegenwart z. B. sehr wohl, daß er einen wichtigen Platz im Volksganzen einnimmt, aber er ist sich dessen gewissermaßen nicht voll wohl bewußt, es ist vielmehr sein Plannehmen in der Volksgemeinschaft mehr oder minder etwas, was im Unbewußten stattfindet. Nur gelegentlich kommt es an die Oberfläche, daß er als Bauernmensch auch da ist im deutschen Volke, aber dann taucht er wieder unter und verschwindet hinter den vielen, die, wie ihm scheint, wichtigere Leistungen im Volksganzen aufzuweisen haben. So nennen sich unsere Bauern zwar mit einem gewissen Stolz Leihhofbauern und sie erkennen es als eine Schande, wenn einer aus Gründen, die in ihm selbst liegen, dieser Ehre nicht teilhaftig geworden ist, äußeren Umständen also zum Trost. Aber das ist mehr nur eine Geltung unter sich, im Volksganzen scheint ihnen das nicht von Bedeutung zu sein. Leider haben die Bauern eben in der Mehrzahl die große Sicherheit, die ihrem Stande, ihrem Besitze, und damit also ihrem vollen Sein, dieses Besitze verpackt, noch nicht erfährt. Sie sind gegenüber dem Neuen, das das Reichserbhofgesetz im Gegensatz zum gewohnten Zustand darstellt, noch ein wenig zwiespältig, obwohl sie es doch fast täglich erfahren können, daß es ihnen damit bei weitem besser geht, als Verschlechtern vorher. Mit einigen Schlagworten ist einem Bauern nicht geböhen. Es wird vielmehr notwendig sein, daß mehr noch als bisher, das ihnen gebotene Neue immer wieder so vor Augen gestellt wird, daß sie es gewissermaßen in den Händen greifen können und sie allmählich damit vertraut werden. So wie sie auch in ihrem Tagwerk durch das Betasten mit ihren Händen Gutes und Schlechtes von einander unterscheiden. Freilich kann man geistige Dinge niemals so betastbar machen, wie eine Sache aus Erde, aber faßbar kann man sie machen mit festen, einfachen Worten, mit denen sie immer wieder vertreten und vorgestellt werden. In der bäuerlichen Arbeitung steht für „verleihen“ stets „begreifen“, so muß man sie die Ehre und die Beutefamkeit, die der Bauernknecht innerhalb des Volkes einnimmt, denn „greifen — begreifen“ lassen.

Das fehlen bäuerlichen Geistes in den Städten verursacht es, daß man dort Dinge, die die ländlichen Menschen betreffen, manchmal in einer Sprache darstellt, die dem Bauern halbwegs unverständlich ist, von der er nicht erfaßt wird. Es wird deshalb notwendig sein, will man aus einer Minderheit, zu der unsere bäuerliche Bevölkerung geworden ist, wieder eine Mehrheit machen, daß man die Minderheit gewissermaßen als wichtiger betrachtet als die Mehrheit und demgemäß vorgeht. — Hierzu ein paar Beispiele: Was hilft dem Landvolk die wunderbare Einrichtung des Rundfunkdienstes, wenn es gesungen ist, die größeren Darbietungen sich erst fonsagen überlegen zu lassen? Es ist nicht immer gleich einer da, der dies tun kann (und oft mag man auch aus einer gewissen Scham heraus, weil doch die bäuerliche Gesellschaltung etwas Minderes sein muß, wenn man in der Welt draußen immer auf eine andere sitzt, den Dienst nicht erbitten). Also bleibt vieles wohl gehört, aber gänzlich unverstanden. — Die Bauernkinder werden in den Schulen mit allem Fleiß und aller nur angängigen Wachhaltigkeit dazu gesungen, alles mögliche zu erlernen. Da sie aber meist nur das wirklich in sich aufnehmen, was mit ihrem Leben zusammenhängt, vergessen sie fast alle andere. Mit großer Mühe hat vielleicht so ein Bauernkind gelernt, daß es echte und unechte Brüche gibt, aber was weiter damit, davon kann es nichts ahnen, denn in seinem Leben wird immer mit ganzen

Zahlen gerechnet, so kommt es ihm wenigstens vor. Wenn es dann glücklich die Schule mit den tausendfachen unwichtigen Dingen hinter sich hat, dann lernt es dabei, was es am notwendigsten fürs Leben braucht: ein Grundstück nach seiner Ausdehnung abzuschätzen und auch auszurechnen, wieviel man brauchen wird, um einen Zaun darum zu machen. Oder auch mit eigenen Worten einem anderen bäuerlichen Menschen eine Sache zu wissen machen. Ob darin etwas vorkommt, das man als Sargteil „Erzählung“ beifügt, das brauchen sie dann nicht mehr zu überlegen, es genügt, daß der andere versteht, was man mitzuteilen hat, und daß man keine Schreibfehler macht. Wozu ist aber vorher das Kind sieben oder gar acht Jahre (eine unvorstellbar schwere Last ist dieses acht Schuljahr den Menschen auf dem Lande!) in die Schule gegangen?, so fragen die Leute und wollen damit keineswegs dem ethischen Mühen der Lehrerschaft etwas anhaben, sie erteilen nur folgerichtiger. Nebenbei aber verarmt durch den Gang durch eine nach dem Sträbischen ausgerichteten Landschule, wo der Geist überläßt wird, das Gemüt. Es bleibt ja keine Zeit mehr, um die wunder schönen alten Sprüche zu erlernen und die Gebichte, die ebened in den Familien die Mütter ihren Kindern vorgefagt haben, wenn diese eine Belohnung durch ihre Brautzeit verdient hatten. Ganz zu schweigen von den alten poetischeren Volksliedern.

Aber es folgt immer die Tat dem Erkennen und dieses ist bereits hell was geworden. So wird auch der echte Bauerngeist in unserem Volke nicht aussterben, sondern allmählich neu geschäft erleben. Das darf man hoffen, wenn man verfolgt, was alles geschieht, um das Leben auf dem Lande in den Rahmen eines neu geschalteten Daseins des deutschen Menschen fest und sicher einzufügen. Dann wird man allerdings die Frage der Landflucht in ihrem tiefsten Wesenskern erfaßt und einer Lösung näher gebracht haben.

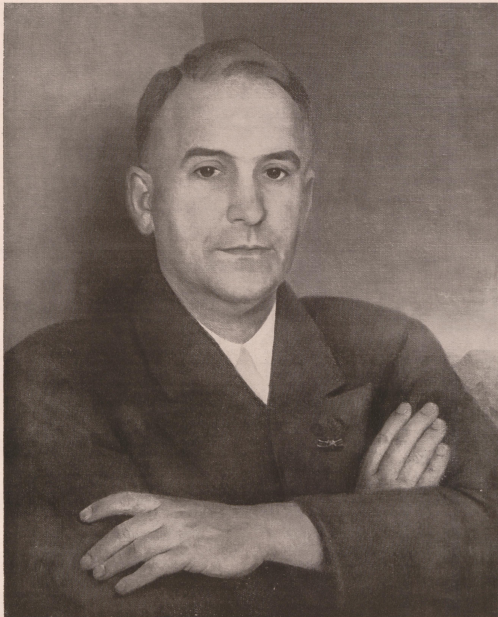
Worauf hier hingewiesen werden wollte, war, wie tief städtisches Fühlen und Denken in unserem Volke vorgezogen ist. Es wird gewiß sehr bald besser um das Standesbewußtsein unserer Bauern stehen, wenn in den Schulen den Kindern der Unterschied gezeigt wird zwischen der Art, wie die Bauern das Leben anschauen und was daran recht und was verbesseerungsfähig daran ist, und daß anders sein durchaus nicht bedeutet, etwa etwas Minderes zu sein. Wenn man den in vielen Städten noch lebendigen Bauerngeist zugunsten der Landschulen auftreten ließe und ihn in den künftigen Volksbildnern weiter werden und fördern, ja geradezu lieblosend großzügig würde, dürfte auch die hierfür notwendige Umwandlung der Lehrpläne für die Landschulen bald geschehen sein. — Aber auch hier zeigen sich schon mitten im Briege, ein Zeichen für die starke Gesundheit der derzeitigen Umwandlungsbestrebungen, erfreuliche Vorzeichen; man hat z. B. die Lehrerbildung von den Hochschulen wieder zurück in besondere Berufsvorbereitungsschulen verlegt.

Zunächst müßte also zugunsten des bäuerlichen Geistes an die Volksbildung eine grundsätzliche Forderung gestellt werden, die der Beachtung des vorhandenen Guten und die Abweisung von noch Besseren davon. Das würde für die Festigung des Bestandes an bäuerlichen Menschen zunächst sehr Wertvolles leisten und es bliebe nicht dabei stehen, da zwischen den hell- und dunkelhaarigen Köpfen in unseren Landschulen ja immer solche sind, die über das allgemein Gebotene hinaus nach mehr verlangen. Für sie wird sehr wahrscheinlich in der vom Führer gewünschten Einführung der Hauptschulen eine ganz ausgezeichnete weitere Bildungsmöglichkeit in Wäde bestehen. In diesen Schulen werden die Begabten aus dem Landvolk ja eine erweiterte Bildung erhalten können, ohne daß sie dazu, wie bisher, gezwungen sein werden, den heimatischen Lebenskreis zu verlassen. Die Volksschulen werden dadurch sicherlich auch

entlastet werden und es wird an Stelle einer vielfach unfruchtbareren Vielmehrerei für die zurückgebliebenen Schüler Kraft und Muße verbleiben, um ihnen Gutes und Gemüt zu stärken mit guten Schätzen für den späteren Lebenskampf auf der heimatischen Scholle.

Auch die geplante Errichtung von Gemeinschaftshäusern wird weiterhin sehr viel für die Stärkung des bäuerlichen Selbstbewußtseins in den bäuerlichen Gemeinden beitragen. Diese Gemeinschaftshäuser werden gewiß sehr früh der Mittelpunkt des dörflichen Lebens sein. In ihnen wird sich die Eigenart einer Landschaft künstlerisch auswirken können und die Menschen, die in einem solchen Hause frohe Stunden in der ihnen von Geburt an vertrauten Luft verbringen können, werden tiefer davon durchdrungen werden, daß es ganz recht ist, im Kleinen anders zu sein als die Menschen in anderen Gegenden und auch in den Städten und dabei doch jederzeit als ein fest zugefügter Bestandteil des deutschen Volkes stets und überall zu gelten. Man kann sich vorstellen, daß durch solche im gemeinsamen Mühen geschaffenen Häusern der Belehrung, Erholung und des wohl verdienten Vergnügens so recht ein enges Band der Zusammengehörigkeit eine Gemeinde umschlingen wird. Man wird im Gemeinschaftshaus Seite an Seite mit seinen Nachbarn schöne Bilder schauen von anderen deutschen Bauerngegenden und Bauernmensen, aber auch von schönen deutschen Städten und den gemeinsamen Weisheiten des Volkes; man wird an dem Musikschauspielen des Volkes seinen Anteil haben und dort die Lieder gemeinsam singen lernen, die den Menschen einer Gegend oder auch des ganzen Volkes Erhebung und Herzensfreude bedeuten. So wird man es Kopf an Kopf erleben, daß es etwas Großes ist, einem großen und einigen Volke anzugehören und sich dessen bewußt werden, daß man selbst in seinem Tages- und Lebenswerk, so bescheiden es nach außen auch aussehen mag, ein unentbehrliches Nädchen im Geräderwerk des Lebens einer Nation ist. Keiner ist weniger, ein jeder gleich viel auf seinem Plage, wenn er einen guten Willen hat, das wird ein jeder dabei inne werden. Und unter den vielen scheint schließlich der bäuerliche Mensch im Volke sogar einer der wichtigsten zu sein. — Aber die Fabnen werden dann wieder eingezogen, das Fest ist verklungen, der Alltag bleibt.

Da steht er dann der bäuerliche Mensch in seiner Selbstbewertung gehoben, in einer von Taten vollen Gegenwart an seiner Arbeit und diese ist, wie von jeder hart und anstrengend, aber doch nicht mehr in dem Maße wie früher, Maschinen leisten das Schwerste und sparen die Kräfte des Menschen, auch ist es lohnender, jetzt Bauer zu sein. Die neue Hauptschule wird dann zeigen, was sie dem bäuerlichen Menschen dafür zurückgibt, daß er hier mitten in seinem Leben einen Platz aufgetan hat. Denn was bedeutet für einen bäuerlichen Menschen Geld, wenn er nicht darum günstig einkaufen kann? Das Sprichwort, von des Bauern Geld in den Händen aller Welt, es bleibt wohl wahr wie immer. Deshalb braucht ein seines Daseins wieder froh gewordener Bauernstand den Beistand von ihm in der Gesinnung nahestehenden Handwerks- und Kaufleuten. Doch erwartet er von diesen immer auch, daß sie mit der Zeit gehen und er durch sie ebenfalls. Es ist gewiß keine Übertreibung, wenn man behauptet, daß die Städte ziemlich viel von ihrer Anziehungskraft verlieren werden für die größere Mehrzahl der ländlichen Menschen, wenn diese auch auf dem Lande Gelegenheit haben, ihren Bedarf so zu decken, daß einerseits die wirklichen Bedürfnisse aufs bestmögliche gedeckt werden, andererseits ihnen aber auch mancherlei kleine Festgenossen dabei offenstehen. Hierin hat es aber bisher in einer auffallenden Weise gefehlt. Zwar gibt es Handwerker genug unter der bäuerlichen Bevölkerung, aber ihr Können befriedigt nicht mehr, häufig sind sie stehen geblieben und haben die Wand-



Ein deutscher Lehrer und Dirigent

Gemälde von H. v. Krallik/Unterwössen i. Chiemgau

Der Beruf des Lehrers gehört zu den schönsten und verantwortungsvollsten Berufen. Ihm strömen die begabten, nicht erbenden Söhne aus Bauertum und Handwerk zu. Es gibt aber auch nicht wenige Familien, in denen der Lehrerberuf Überlieferung ist. In Aipach (Oberdonau) z. B. konnte der dortige Musiklehrer Limmere bei den Forschungen nach seinem Ahnennachweis feststellen, daß seit 1759 seine sämtlichen Vorfahren in ununterbrochener Reihenfolge dem Lehrerstand angehört haben. Der 1759 gestorbene Ahne war schon Lehrer gewesen und wahrscheinlich geht diese Lehrergeneration noch weiter zurück. Der Onkel des jetzigen Musiklehrers war ebenfalls Schulmeister, dergleichen wählten dessen vier Kinder den Lehrerberuf. Außerdem haben viele Lehrertöchter in die Familie hineingeheiratet.

Zur Verhütung von Mißverständnissen: Der oben Dargestellte hat nichts mit der gen. Familie zu tun. Die Schreibeitung.



Vater und Tochter

Gemälde v. H. v. Krattk/Unterwöffen I. Chiemgau

lungen der Zeit überleben. „Die können nichts“, heißt es dann gemeinlich. Damit will man nicht sagen, daß sie ihr Handwerk nicht zu betreiben verständen, sondern nur, daß sie nicht fortschrittlich genug sind, um die Menschen, die ihre Kundtschaft darstellen, so zu bedienen, daß diese neben jenen, die mit städtischen Waren ihren Bedarf decken, bestehen können. Man möchte meinen, da doch das Leben auf dem Lande dem freien Schaffen entschieden mehr Muße läßt, es müßte so sein — es war auch ebendem so —, daß die ländlichen Handwerkerzeugnisse die städtischen weit übertreffen, nicht bloß nach Güte der Beschaffenheit, sondern auch in bezug auf die Wohlansehnlichkeit. Wer andern mittelbar zu dienen sich als Beruf erwählt, der muß mit der Zeit gehen, das erwartet auch der bäuerliche Mensch und es ist dies keineswegs dem bäuerlichen Empfinden entgegen. Leider aber warten viele z. B. immer noch auf das dem bäuerlichen Leben angemessene neue Modeschaffen, auf zweckmäßige und doch schöne Bekleidungsunterlagen. Man darf ja nicht vergessen, daß die sogenannten ländlichen Trachten in der Hauptsache doch nur Abwandlungen längst ausgekosteter städtischer Moden sind. Daß sie oft so leicht für immer weggelegt werden, liegt doch zum guten Teil auch daran, daß sie meist unpraktisch und sehr oft auch für das zeitgemäß eingestellte Auge nicht gerade immer schön sind. Man hat heute eben einen andern Begriff von Schönheit und gutem Aussehen auch auf dem Lande. In einem sportlichen Zeitalter mag man die Körperlinien erkennen unter dem Gewand, es ist also heute nicht weiter Aufgabe der Kleidung, sie zu verstecken. Der Mensch wies

sich seines Körpers im guten Sinne bewußt und es sollte deshalb eine Alltagsbekleidung geben, die ihm am geschmeidigen Spiel der Glieder die Freude läßt. Leider aber blieben Ansätze hierzu in Höhen hängen, die sich niemals zum Werktag herabzuneigen scheinen! Entweder waren die Vorbilder nämlich so beschaffen, daß man sich in der ihnen nachgeschaffenen Kleidung nicht so frei und allseitig hätte bewegen können, wie es die körperliche Arbeit erheischt, oder aber Material und Arbeitsaufwand waren unangemessen und unerschwinglich für das Landvolk. Und die „Dirndl“-Schwulst in den Städten ist auch meist wenig bäuerlich, obwohl sie gewiß sehr oft bäuerliches Empfinden stützen will. Die bäuerliche Weiblichkeit würde aber sicherlich sehr leicht dazu zu bringen sein, an Stelle des jetzt vielfach üblichen städtischen Kleidcrabklatsches wieder zweckmäßige Trachten zu tragen. Hier wäre also z. B. auch eine recht fühlbare Lücke auszufüllen, es würde dies einen guten Schritt vorwärts zur Festigung bäuerlicher Lebensansichten bedeuten, denn warum soll es vom ländlichen Menschen nicht ebenso gut gelten wie vom städtischen: „Kleider machen Leute! Damit ist nur ein Blick darauf geworfen, was ein bäuerlich empfindendes Handwerkerium zu leisten vor sich hat. Denn was vom Gewand gesagt worden ist, das gilt ebenso von den meisten andern Dingen des Alltags, vom Sauerat, ja natürlich auch vom Hausrbauf selbst. Ein großes und lobnendes Betätigungsfeld für die geweckten Köpfe, denen die Hauptschule auf dem Lande zugute kommen wird.

Und wie sieht es mit den Verkaufsstellen schließlich aus?

Es gibt deren zwar genug überall auf dem Lande, aber in jeder einem erbarmungswürdigen Zustande befindend sie sich fast ausnahmslos! Auf keinen Fall dazu angetan, Menschen zu verlocken, ihren Bedarf bei ihnen zu decken. Deshalb muß man in die Städte fahren zum Einkäufen und man bringt heim, was nicht ins bäuerliche Leben paßt und so die Einktracht des bäuerlichen Daseins fört, weil es eben Sachen sind, die für Städte geschaffen worden sind. Deshalb müßten bäuerlich empfindende Menschen dazu kommen, daß sie den Bedarf an Kaufwaren für die bäuerliche Bevölkerung bereitstellen in einer Art und Weise, die anspricht, und den Zug zur Stadt in dieser Hinsicht überflüssig macht. Eine Unmöglichkeit steht hier keineswegs im Wege. Und doch könnten dadurch Schund und Müßigkeit, die das bäuerliche Leben heute in so hohem Maße verunstalten, verdrängt und durch gute bodenständige Waren ersetzt werden. Warum soll der Bauer schließlich für sein gutes Geld nicht auch in belanglosen Dingen etwas Passendes bekommen können? Gerade die kleinen Dinge können einen Menschen manchmal so erfreuen.

Damit wären in großen Strichen Anhaltspunkte gegeben, wie von außen gute Einflüsse dem bäuerlichen Leben zu sichern wären. Diese im bäuslichen Kreise zu verankern und zur vollen Auswirkung kommen zu lassen, das wäre dann die Aufgabe der heute rüchlich bereitgestellten Fortbildungsgelegenheiten. Selbst die älteren Menschen werden ja heutzutage immer wieder aufgerufen zu Belehrungen der verschiedensten Art. Aufgabe dieser der bäuerlichen Fortbildung dienenden Einrichtungen wäre es, in mancher Beziehung umgestaltend zu wirken. So ist, um wieder ein Beispiel anzuführen, die Ernährung in den meisten Bauernfamilien noch immer höchst einseitig und oft trotz des hohen Aufwandes an nahehaften Dingen geradezu unzulänglich. Speisen befömmlich herzustellen ohne allzu hohen Aufwand, das dürfte etwas sein, was jedes junge Bauernmädchen zwangemäßig lernen sollte, wenigstens für eine Zeit des Überganges. Auch sollten sie mit den Grundregeln der Gesundheitspflege vertraut gemacht werden, so daß frische Luft und Sonne mehr Zutritt zu den Häusern finden können und ein gesundes Geklüß in unsern Bauernhäusern heranwachsen kann. Leider ist es vielfach noch so, daß ein offenes Fenster in den Schlafzimmern mehr eine Ausnahme, denn eine Selbstverständlichkeit ist, d. h. gelüftet wird wohl überall etwas, aber völlig

ungenügend. An sich wird in unsern Bauernhäusern genug gefegt und gepuht, aber leider häufig ganz sinnlos, um dann in anderer Hinsicht in der gleichen Beziehung wieder die größten VerstöÙe zu machen.

Alles, was hier aufgezeigt worden ist, kann nicht mehr als ein Hinweis sein auf das, was geschehen kann, um den Zug der ländlichen Menschen in die Städte abzumäÙen. Im Grunde geht es immer um das gleiche: um den Geist. So kann es auch nicht Zweck und Sinn der gewiß in jeder Beziehung höchst wirksamen Einrichtungen der Landhilfe, des Landjahres sein, städtische Menschen damit auf dem Lande etwa in größerer Zahl sesshaft zu machen. Sondern der tiefere Sinn liegt darin, daß breite Schichten unseres Volkes wieder in enge Berührung mit dem Bauerntum kommen und durch sie weitere Schichten mit wertvollen Anschauungen über das bäuerliche Leben durchdrungen werden, nachdem sie selbst vielleicht wieder durch Landhilfe oder Landjahr das Wohlthätige einer bodenverbundenen Lebensgestaltung haben erkennen können.

Es wird gewiß für die nächste Zeit nach dem Briege und auch nachher noch, wenn auch in anderer Weise ein Ausweg aus der Not durch vermehrten Einsatz von Maschinen in der Arbeit des Bauern gefunden werden müssen. Eine zu durchgreifende Auerwechlung der menschlichen Hände durch solche aus Stahl, Eisen oder andern Stoffen aber wäre gewiß kein Vorteil. Der Mensch befehlt die Arbeit, gilt dies schon für die Säle unserer Fabriken, um wieviel mehr für das Schaffen auf Feldern und Äckern. Unerseglische Werte müßten einem Volke zugrunde geben, das, so sehr wie das deutsche den Werben des Gemütes zugeeignet ist, wenn die schaffenden Arme in der Landwirtschaft in zu hohem Grade von greifenden Hebern und bindenden und packenden Maschinenteilen erlegt würden. Der Mensch muß Herr sein, dann ist auch die Maschine ihm etwas Besetztes, ein helfender Freund.

Das Landvolk ist nun einmal der Lebensquell des Volkes. Jedes sprudelnde Quellchen, das dem Strome verloren geht, mindert den Bestand an Menschen in Deutschland, denn Waschen oder Untergehen, ein anderes Lebensgesetz gibt es für die Völkler nicht. Ein freies, stolzes, selbstbewußtes Bauernvolk, das ist aber etwas, worauf man sich verlassen kann.

Anspr. d. Verf.: Stern, Post Großweil (Obby).

H. H. Schubert:

Eine Klarstellung zum Begriff „artverwandtes Blut“

Der VerfäÙler Vertrag zwang Millionen deutscher Menschen jenseits dieser Grenzen des Deutschen Reiches zu leben; infolge ihrer Enge umfaßten sie trotz der tiefen Verzahnung der Siedlungsgebiete im Osten und Südosten in nur sehr geringem Umfang fremde Volksgruppen (Minderheiten). Der Einfluß fremdvölkischer Arbeitskräfte war aus wirtschaftlichen Gründen gegenüber der Zeit vor 1914 stark rückläufig. Somit waren die Berührungspunkten mit fremdem Volkstum im Reich nach Weltkriegsende nur sehr begrenzt.

Deshalb vordringlicher war das jüdische Problem geworden, zumal der Zustrom von Juden aus Osteuropa sich ständig verstärkte. Deshalb mußte nach 1933 die Lösung der Judenfrage im Vordergrund der Rassenpolitik stehen. Die Juden wurden politisch, blutlich und wirtschaftlich aus dem deutschen Volkskörper herausgelöst; als letzte Maßnahme verbleibt zukünftig noch die räumliche Entfernung

der restlichen Juden aus dem Reich durch Evakuierung aus Europa. Die folgerichtige Lösung der Judenfrage in wenigen Jahren hat zu dem erfreulichen Ergebnis geführt, daß man heute feststellen kann: die Rassenfrage des deutschen Volkes hängt da an, wo die Judenfrage aufhört.

Die blutliche Ausfonderung der Juden geschah durch den Begriff „artverwandtes Blut“. Neben den Juden und Zigeunern fällt hierunter alles farbige Blut.

Zum „artverwandten Blut“ werden bisher in der Verwaltungspraxis und in Anlehnung daran auch im Sprachgebrauch alle Völkler gerechnet, deren rassistische Zusammenführung der des deutschen Volkes verwandt ist. Das wird durchweg bei allen geschlossenen in Europa siedelnden Völkern als gegeben angesehen (sowie bei den in Übersee siedelnden und attrain erhaltenen Abstammungen). Danach gelten als artfremd in Europa regelmäßig nur die Juden und Zigeuner. Artverwandt ist also, z. B. der

Blutkörper des russischen oder portugiesischen Volkes ebenso wie der des norwegischen oder schwedischen Volkes.

Die Rückgewinnung alter deutscher Reichgebiete bedingte es, daß neben der Rückkehr von Millionen deutscher Menschen nunmehr auch fremdvölkische in größerer Zahl innerhalb der Reichsgrenzen selbst sind. — Die nach 1933 in beschleunigtem Tempo durchzuführende wirtschaftliche und militärische Aufrüstung hat im Verein mit einem steigenden Bedarf an Verbrauchs- und Produktivgütern Arbeitskräfte in einem Umfang benötigt, der nicht aus eigener Absatzkraft gedeckt werden konnte. Dies zwang seit einigen Jahren zur steigenden Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte aus Italien, Polen, Ungarn, Slowakei, Jugoslawien und Bulgarien, auch das Protektorat fesselte Arbeiter zur Verfügung.

Die wirtschaftlichen Bedingungen der Zeit nach dem Kriege werden zumindeß für mehrere Übergangsjahre auch weiterhin einen starken Arbeitsmangel von fremdvölkischen Arbeitskräften im Reich bedingen. Im wirtschaftspolitischen Schrifttum ist hierauf des öfteren näher hingewiesen worden. — Der Ausbau des sich heute abzeichnenden europäischen Großraumes als eines unter deutscher Führung und Ordnung lebenden Wirtschaftsraumes wird bei den sich entwickelnden engen Beziehungen und Verflechtungen, besonders wirtschaftlicher und kultureller Natur, zu einer Fülle von vielfältigen Berührungsfeldern mit den Menschen dieses Raumes führen. Der nationalsozialistische Bluts- und Rassegedanke als Grundstock unserer Weltanschauung setzt uns das klare Ziel, dieser wirtschaftlichen Zusammenarbeit in diesem Großraum klare Rasseengrenzen zu ziehen.

Unsere nach Kriegsende in mehrfacher Hinsicht stark veränderte volkspolitische Lage macht, soweit es die Grenzen des eigenen Volkstums betrifft, eine Verstärkung der Maßnahmen erforderlich, die auf eine Unterbindung von möglichen Vermischungsvorgängen hinstellen, die aus der Vielzahl von Berührungsfeldern mit fremdem Volkstum gegeben sind. Derartige unüberprüfbare Vermischungen wurden zumist als Unterwanderungsvorgänge wirken, soweit es sich nicht um Einströmen germanischer Volkstuma handelt. Maßnahmen zur Verhütung solcher Unterwanderung werden auf dem Gebiete der Erziehung und Aufklärung ebenso notwendig werden wie auf gesetzgeberischem Gebiet.

Im wesentlichen sind in dieser Richtung drei große Aufgaben gegeben:

1. Eine enger menschlich-geistig-biologische Verflechtung mit den germanischen Völkern; unabhängig davon, wie sich die staatsrechtlichen Beziehungen im einzelnen gestalten mögen. Verschiedene Anfänge und Ereignisse sind bereits Kilometersteine an dem Marschweg zu diesem Ziel;
2. die Rückgewinnung von wertvollen deutschstämmigen Menschen, auch wenn sie inzwischen in anderen Völkern aufgefressen sind. Soweit sich die deutsche Abblammung quellennahmäßig nicht nachweisen lassen kann, hat die Rückholung deutscher bzw. germanischer Blutes im wesentlichen nach rassistischen Gesichtspunkten zu erfolgen. Das heißt die Erfassung von phänotypisch und damit (nach dem Gesetz der großen Zahl) auch von genotypisch vorwiegend Nordisch-fälisch bestimmten Personen bzw. Sippen. Die gänzlich Rückgewinnung irgendwelcher verstreuter Tropfen deutschen Blutes ist bei den vielfältigen und jahrhundertalten Vermischungen im Ostraum auch bei quellennahmäßigem Nachweis praktisch nicht möglich, es geht vielmehr um die Gewinnung des im Volkstumserkenntnis verschütteten wertvollen deutschgermanischen Blutes;

3. die Unterbindung von Vermischungen mit nicht-germanischem Volkstum, sowohl auf legalen wie illegalem Wege. Die oben genannten Rüd- und Umvolgungen sind als planvoll gelenkte Sonderaufgabe hiervon zu trennen.

Hier wird nun die Frage aufgeworfen, ob diese Aufgaben auf der Grundlage des Begriffes „artverwandtes Blut“ weiterhin zu lösen sind. Dies muß eindeutig verneint werden! Betrachtet man z. B. den Sprachinhalt dieses Wortes, so dürfte im Sprachgebrauch der begriffliche Inhalt der Worte „Art“ und „Verwandtschaft“ so klar gelegt sein, daß es nicht angeht, als „artverwandt“ auch Blutsleimende einzubeziehen, die für den deutschen Blutskörper bei der Vermischung Gefahren der Blutsverfälscherung zur Folge haben. Denn die allen vorzuziehenden nordisch bestimmten Kulturvölkern bisher drohende Gefahr der Rassenvermischung für die Weiseland und Rom uns — in doppeltem Sinne — klassische Beispiele geben, droht dem deutschen Volk nicht von artfremden farbigen Rassen und Völkern außerhalb Europas, sondern allein von in Europa vorhandenen Blutsleimenden.

Wissenschaftliche Arbeiten der letzten Jahre haben die Kenntnis gebracht, daß die rassische Struktur einer Anzahl europäischer Völker nicht mit den sog. sechs Systemrassen (Nordisch — Fälisch — Dinarisch — Mediterran — Alpin — Ostbaltisch) zu erklären ist. Abgesehen davon, daß auch mongolische Völker in Europa (Rußland) siedeln, sind in Osteuropa überall stärkere mongolische Einschläge vorhanden, die aus der Geschichte oder der Abstammung der Völker dieses Raumes zu erklären sind. So wurde vom 4. bis zum 18. Jahrhundert Ost- und Südosteuropa immer und immer wieder von asiatischen Völkern überflutet. Hunnen, Tataren, Awarer und turkatarische Völker haben bis in den böhmischen Kessel hinein auch blutlich starke Spuren hinterlassen. Die Sibirische und die Turanische Rasse können wohl als Europid-Mongolische Zwischenformen angesehen werden. So reichen — am nur zwei Beispiele herauszugreifen — die sechs Systemrassen für die Erklärung der Rassenublagung des polnischen oder des russischen Volkes keineswegs aus. Der Osten Europas enthält an Rassenelementen weiterhin sehr zahlreiche europäide Primitiv- und Rassenformen, die wissenschaftlich noch nicht eingehend genug beschrieben und eingeordnet worden sind. Weiterhin sind in Südost- und Südwesteuropa außer Vorderasiatischen und Orientalischen Einschlägen weitere Blutsleimende vorhanden, die gleichfalls nicht durch die sechs Systemrassen ausreichend erfasst werden können. Der persönliche Eindruck bestätigt dies! Eine ausführliche Darstellung dieser Frage gehört nicht in diesen Rahmen; Material ist im Schrifttum verteilt zahlreich vorhanden. Diese artfremden sowie die nur in weiterem Sinne europäiden Einschläge treten in vielfältiger und enger Vermischung mit den sog. sechs Systemrassen auf.

Es scheint daher erforderlich, eine Neueinteilung zu suchen, die sowohl der oben gekennzeichneten volkspolitischen Lage wie auch den rassistischen Voraussetzungen gerecht wird. Es geht heute nicht um eine grundsätzliche neue Systematik, hierzu dürfte der Zeitpunkt erst nach Kriegsende gegeben sein, wenn auch ein neues umfassendes Blutsdiagnosegenes zu erwarten ist. Vorwiegend ist aber heute eine solche Einteilung, die im Hinblick auf die ausstehenden volkspolitischen Aufgaben an Stelle des in der Praxis als zu verkommen zu bezeichnenden Begriffes „artverwandtes Blut“ eine brauchbare Grundlage schafft.

Bei den nachstehend vorgeschlagenen Begriffen könnten allenfalls „stammesgleich“ und „stammesfremd“ zu dem Oberbegriff „artverwandt“ zu zusammengefaßt werden, um die Einheit der europäischen Völker in Erziehung und Kultur zu lassen.

1. Deutsches und Stammesgleiches Blut.

Hierher gehören außer allen deutschen Menschen ohne Rücksicht auf ihr individuelles rassistisches Erscheinungsbild auch alle Menschen der sechs germanischen Völker, gleichfalls ohne Rücksicht auf ihr individuelles rassistisches Erscheinungsbild. Nur die Mischlinge mit artfremdem Bluteschlag scheiden aus. Stammesgleiches Blut sind aber auch alle die Individuen bzw. Sippen der slawischen, romanischen, keltischen, finnisch-ungarischen und baltischen Völker, die in ihrem Erscheinungsbild und (nach dem Befehl der großen Zahl) in ihrem Erbbilde vorwiegend Nordisch-Fälische Rassenlemente aufweisen.

2. Stammesfremdes Blut.

Hierher gehören alle nichtgermanischen Völker Europas (bis auf die schon erwähnten „stammesgleichen“ Bluteslemente).

3. Jüdisches und zigeunerisches Blut.

Diese beiden Volkstümer bilden aus verschiedenen Rassenlementen eine besondere Mischung, die durch

eine ausgeprägte Sonderentwicklung eine ihnen eigene Rassenfärbung erfahren haben und eine typische minderwertige Mischung darstellen.

4. Artfremdes (farbiges) Blut.

Dieser Kreis bedarf keiner weiteren Erörterung.

Auf die sich aus dieser Gruppierung ergebenden Einzelfragen soll an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden.

Außer der praktischen Rassen- und Bevölkerungspolitik wird auch der weltanschaulichen Schulung und der Aufklärungsarbeit eine neue Grundlage gegeben, die sie aus der Schwirrerarbeit befreien, in der sie sich dadurch befanden, daß die rassistischen Erkenntnisse des Nationalsozialismus sich nicht mit der bisherigen Abgrenzung des Begriffes „artverwandtes Blut“ deckten.

Anspruch d. Verf.: Berlin-Lankwitz,
Langenfeldeerstraße 61.

Heljar Mjõden:

Was du wissen mußt (V)

Begabte Sippen - Begabte Individuen

Frage V: Wir haben gesehen, wie sich verschiedene Körperliche Eigenschaften: Augenfarbe, Haarfarbe usw. vererben. Wie aber verhält es sich mit den seelischen Eigenschaften, z. B. mit der Begabung? Ist Begabung erblich? Antwort: Bei einer Reihe abnormer seelischer Eigenschaften, wie z. B. gewisser Formen von Geisteschwäche und Geisteskrankheit, ist der Erbgang mit Sicherheit festgestellt. Damit ist aber zu einem gewissen Grade auch die Vererbung normaler seelischer Eigenschaften gegeben. Denn ebenso wie ein Geisteschwacher die Veranlagung zur Geisteschwäche geerbt hat, kann man von einem Normalen sagen, er habe die Veranlagung zum Normalsein geerbt.

„In einer Bevölkerung, in der die allermeisten Leute taubstumm wären“, sagt Lenz, „würde normale Hörfähigkeit als eine dominant erbliche Anlage verfolgt werden können, und zwar würde diese als eine eigentümliche höhere Fähigkeit imponieren, Vorgänge wahrzunehmen, ohne sie zu sehen, eine Fähigkeit, von der sich die Mehrheit der Bevölkerung keine rechte Vorstellung machen könnte. Aus dem Vorkommen erblicher Geisteschwäche können wir auf die erbliche Begabung der normalen Verstandesanlagen schließen; und aus der Tatsache, daß es eine ganze Reihe verschiedener Arten erblicher Geisteschwäche gibt, folgt weiter, daß beim Aufbau des normalen Verstandes eine ganze Anzahl von Erbheiten mitwirken, von denen keine fehlen darf, ohne daß Mängel des Verstandes in die Erscheinung treten. In einer Bevölkerung von lauter Schwachmünnigen würde normale Begabung als eine erbliche besondere Fähigkeit des Geistes hervortreten, der allerdings die große Mehrzahl der Bevölkerung verständnislos gegenübersehen würde.“

Begabte Sippen.

Auf den verschiedensten Begabungsgebieten ist die Vererbung seelischer und geistiger Werte festgestellt worden. Wir kennen Sippen mit auffallend vielen musikalischen

Talenten oder mit mathematischen Genies, Erfindern, politischen Begabungen, technischen Talenten, Malern, Dichtern usw. Natürlich spielen auch die äußeren Verhältnisse eine große Rolle, indem die Mitglieder hochbegabter Familien einer günstigen Beeinflussung von seiten der übrigen begabten Familienmitglieder ausgesetzt sind. Man spricht in solchen Fällen von einer „günstigen Atmosphäre“. Was man aber leicht vergißt, ist, daß die Erbanlage ja gerade die Voraussetzung für diese „günstige Atmosphäre“ ist.

Francis Galton — ein Vetter Charles Darwins — war der erste, der die Vererbung von Talent und Begabung nachwies. Er fand, daß die begabten Menschen eine Neigung dazu haben, „mit einander verwandt“ zu sein, d. h. daß sich die Begabung innerhalb gewisser Sippen „anhäuft“. Seine Untersuchungen sind von späteren Forschern bestätigt. Galtons eigne Sippe — die Darwinfamilie — ist selbst ein ausgezeichnetes Beispiel einer hervorragenden Sippe. In der Darwinfamilie kommen auch mehrere Verwandtenehen vor, woraus hervorgeht, daß diese nicht schädlich, sondern günstig sind, wenn es sich um eine hochwertige Sippe, frei von überdeckten (rezessiven) Erbliden, handelt.

Sehr deutlich ist die Anhäufung der Begabung in der Malerfamilie Tischbein. Die „Stamm-Eltern“ waren ein Bäckermeister in Bassef und die Tochter eines Uhrmachers. Nicht weniger als 5 von den 7 Söhnen des Ehepaars wurden Maler, einer Kunsthandwerker und einer Mechaniker. Aber auch die beiden Töchter waren entschieden Träger des Talentes. Unter ihren Kindern finden wir 5 Maler und 2 auf technischem Gebiet hervorragende Männer. Alles in allem finden wir im Laufe dreier Generationen 20 Maler und 6 Techniker bzw. Kunsthandwerker. Sieben wie die 15 weiblichen Mitglieder ab, finden wir also unter 29 männlichen Nachkommen 26 von bedeutendem künstlerischen Talent.

Auch die mathematische Begabung tritt als Sippen-eigenschaft auf. In der norwegischen Mathematikerfamilie Guldberg finden wir im Laufe der letzten 3 Generationen

17 mathematische Begabungen. Carl August Guldberg hatte 7 Söhne, die alle mathematisch begabt waren, 4 davon mit weltbekanntem Namen. In dieser Reihe hervorragender Brüder befand sich eine Frau, Mathilde G., bei der die mathematische Begabung nicht zum Vorschein kam. Ebenso auch bei ihrer Tochter Kristiane nicht. Trotzdem aber die Frauen selbst die Begabung nicht zeigen, führen sie diese weiter — als Sippenerbe. Kristianes Sohn, Kay, wurde Mathematiker und machte sein Staatsexamen mit Auszeichnung.

Eine Eigenschaft, die sehr häufig als Sippeneigenschaft in Erscheinung tritt, ist die musikalische Begabung. An musikalischen Sippen kennen wir die Sippen von Bach, Mozart und Weber, Brahms, Schubert und andere. Unter bekannten musikalischen Persönlichkeiten, bei denen der eine oder beide Eltern Musiker waren, finden wir Georg Bizet, Willy Burmeister, Maria Luigi Cherubini, Mozart, Strauß, Rossini, Karl Maria v. Weber u. a.

Die biologische Unwissenheit.

Wie wenig verbreitet die Kenntnis von der Vererbung gewesen ist, davon bekommt man einen Eindruck, wenn

man die Biographien berühmter Menschen studiert. Man erzählt uns, welche Schule sie durchgemacht, von dem Einfluß der Freunde und Lehrer, nichts aber von dem Erbgut der beiden Elternsippen. Tschakowskys Biograph sagt: „Seine Begabung schien nicht ererbt zu sein.“ Von Bizet heißt es: „Also konnte von einer starken erblichen Überfärbung musikalischer Anlagen keine Rede sein.“ Von dem spanischen Musiker Emanuel d'Alforna wird folgendes geschrieben: „Berufsmusiker finden wir weder unter seinen Vorfahren auf Sicilien noch in Spanien, aber das hat mit unserer Frage nichts zu tun. Seine hervorragende Begabung hat Emanuel jedenfalls nicht von seinen Vätern geerbt, sondern hat sie empfangen als freie Gabe des Himmels.“

Solche und ähnliche Aufzeichnungen werden jedoch allmählich veraltet. Gerade die Musikalität eignet sich für die Feststellung des Erbanges sexuellen Eigenschaften. Wir werden in einem späteren Abschnitt näher darauf eingehen.

Buchbesprechungen

Schwidetzky, J.: Rassenfund des nordöstlichen Ober-Schlesien (Kreis Aretzburg, Rosenbergs, Guttentag). 1939. Breslau, Verlag Dreibatsch.

In den untersuchten drei Kreisen hat die Nordische Rasse den stärksten Anteil, dann folgt die Ostbaltische Rasse und mit Abstand die Dinarische und Ostliche. Die Westliche Rasse spielt hier keine nennenswerte Rolle. Verf. ergänzt die rassenkundliche Erhebung durch die Ergebnissätze vorgelegter Untersuchungen, zu der sie selbst Beiträge geliefert hat. Schon in vorläufiger Zeit zeigen die Funde geringe ostbaltische Rassenanteile. In der Hauptsache aber stammt der heutige Anteil an Ostbaltischem Erbgut aus der slawischen Zeit. Die Veränderungen des rassistischen Gefüges sind dann sehr wesentlich durch die Rückführung im Mittelalter und durch die Binnenwanderung während der Neuzeit bewirkt worden. Die Schrift ist mit zahlreichen Tabellen und Abbildungen versehen. Embryologische Gesichtspunkte sind in der Arbeit nicht behandelt. A. Paul.

Die Ahnen deutscher Bauernführer.

Der Reichsmaßstab gibt seit einigen Jahren eine Schriftenreihe heraus, „Die Ahnen deutscher Bauernführer“, die geeignet ist, über einen engeren Kreis hinaus auch dem Bevölkerungswissenschaftler wertvolle Anregungen und Erkenntnisse zu liefern. In dieser Schriftenreihe, von der bisher 11 Bände erschienen sind, ist das Ergebnis der Ahnenforschung deutscher Bauernführer veröffentlicht. Die Ahnenpersonen sind nach Stämmen geordnet dergestalt, daß der Vater, Großvater usw. väterlicherseits immer unmittelbar nach dem jüngsten Vertreter des Namens folgt. Die Mutter ist in der Stammreihe nur genannt, ihre Ahnennummer (nach dem Rekursiven System) ist zugleich die Nummer des zu ihr gehörigen Namenstammes. Auf diese Weise sind die biologischen Zusammenhänge leicht zu verfolgen. Von jeder Person sind alle erforschbaren Lebensdaten genannt sowie die Berufe.

Für den Bevölkerungswissenschaftler besonders wertvoll ist die Möglichkeit, die Gattungen der vergangenen Zeiten zu verfolgen. Man darf die überdurchschnittlichen Fähigkeiten unserer Bauernführer zum entscheidenden Teil auf die Aus-

leswirkung dieser sorgfältigen und günstigen Gattenwahl zurückführen. Daß solche Gattenwahl auch früher keineswegs allgemein üblich und selbstverständlich war, ist dem Berichterstatter aus den Ahnentafeln mehrerer tausend Probanden sowie aus einigen tausend Sippenstammbäumen bekannt. So liefert die Schriftenreihe u. a. auch einen wichtigen Beweis für die Bedeutung der Gattenwahl.

Darüber hinaus sind den einzelnen Bänden noch wertvolle Aufschlüsse landschaftlicher und sozialer Art zu entnehmen. Neben Bauernführern, deren Ahnen aus einer geschlossenen Landschaft stammen, stehen solche, in denen sich das Bluterbe verschiedener deutscher Stämme mischt. A. Paul.

Koellreuter, O.: Der heutige Staatsaufbau Japans. 1941. Berlin, Junker u. Dünhaupt. 28 S. RM. 0.80.

Der gegenwärtige Staatsaufbau Japans verfolgt das Ziel, aus den 100 Millionen Japanern ein lebendiges Ganzes zu machen, um dadurch die gegebenen Pflichten des Volkes dem Kaiser gegenüber in besonderem Maße erfüllen zu können. Die gottähnliche Stellung des Tenno setzt gläubiges Vertrauen voraus, das wieder seinen Grund in der heutigen Einheitlichkeit der japanischen Rasse findet und sich politisch in vorbildlicher Geschlossenheit auswirkt. Die kluge Schrift endet mit Folgerungen politischer Natur, die das Gesicht des werdenden ostasiatischen Großreiches umreißen. W. Wolfsohorzky.

Niederemayer, S.: Ibero-Amerika. Räumliche Grundlagen und geschichtlicher Werdegang, Gegenwartelage und Zukunftsaussagen. Mit 10 Karten. Kart. RM. 2.— (S. 17 der Reihe „Macht und Erde“).

Auf geographisch-historischer Basis und beweiskräftigem Tatsachenmaterial aufbauend, kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß das Sendungsbewußtsein dieser Länder trotz der Mißgriffe doch mehr europäisch als indiansisch ist. Abschließend werden wertvolle Hinweise auf den wichtigen Beitrag deutscher Menschen in der gesamten Entwicklung Ibero-Amerikas gegeben. Die Schrift gibt einen umfassenden Überblick über die behandelten Räume. W. Wolfsohorzky.

Döbting, S.: Die Binnenkolonisation in Italien. 1941. Jena, Kieler Vorträge. 27 S.

Der Baseler Volkswirtschaftler untersucht die geographischen Voraussetzungen und die Ergebnisse der Siedlungspolitik im faschistischen Italien. Grundlagen, Siedlungsformen, soziale Verhältnisse und wirtschaftliche Zustände sind weitgehend vertrieben von den unfernen, und so ergibt sich für den deutschen Siedlungspolitiker ein wertvolles Vergleichsmaterial. J. Bremser.

Gottschald, M.: Die deutschen Personennamen. Sammlung Göthes Bd. 422. 1940. Berlin, W. de Gruyter. 134 S. XII. 1.62.

Das Büchlein gibt einen schönen Überblick über Herkunft und Bedeutung der verbreitetsten deutschen Familiennamen. Bei dem zunehmenden Interesse, das die Familienforschung in Deutschland findet, ist eine solche kurze Einführung in die deutsche Namenkunde sehr erwünscht. J. Schwanig.

Otto, E.: Leben und Taten des Kaisers Friedrich Barbarossa. 1940. Potsdam, Mfkd. Verlagsges. Athenaion. 167 S. 15 Abb. Preis Leinen XIII. 6.60.

Kaum ein Herrscher des Mittelalters ist dem deutschen Volke so lebendig im Gedächtnis geblieben wie Friedrich Barbarossa. Daß die Persönlichkeit und das Leben gerade dieses deutschen Kaisers auf unser Volk einen solchen nachhaltigen Eindruck machen konnten, gründet sich auf der Größe dieser deutschen Führergestalt, auf der Großartigkeit seiner politischen Zielsetzungen und auf der Tragik seines Kampfes für das alte, die Führung des ganzen Abendlandes erstrebende Kaiserturn gegen die neu aufsteigenden Gewalten des Papsttums und die nationalen Königtümer. In der blutvollen Darstellung, das Otto von diesem großen Ringen gibt, werden die entscheidenden geistigen und politischen Strömungen und Kräfte dieser Umbruchszeit lebendig, vor allem erstebt vor dem Leser die kraftvolle Gestalt eines der bedeutendsten deutschen Herrscher. Es ist zu wünschen, daß das schöne Buch in recht weiten Kreisen Verbreitung finden möge. J. Schwanig.

Aus Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik



Ludwig Schmidt-Kehl

Als Oberstabsarzt fiel vor Moskau am 24. Oktober 1941 der Würzburger Rassenbiologe Universitätsprofessor Dr. Ludwig Schmidt-Kehl. Mit ihm verliert die Rassen- und Bevölkerungsbiologie einen lebensvollen und anregenden Forscher und Lehrer und einen deutschen Mann, der seinen Idealen entsprechend lebte und starb. Seine Forscherfähigkeit wird später in „Volk und Rasse“ gewürdigt werden.

Die Franzosen in Kanada. Auch Kanada hat ein Nationalitätenproblem, welches den Engländern schon seit geraumer Zeit erhebliche Sorgen bereitet. Die Sorgen wurzeln in der Tatsache, daß die in Kanada lebenden

Franzosen, hierin ihren Volksgenossen in Europa völlig ungleich, außerordentlich kinderreich sind. Wenn das unterschiedliche Wachstum der beiden kanadischen Volksteile noch 30 Jahre so weitergeht, und es bestehen keine Anzeichen dafür, daß hier eine Wandlung eintreten wird, so werden die Franzosen in Kanada die Mehrheit haben. Davor ist den Engländern bange. Aber da man seinen Lebensstil nicht verändern will, erhofft man sich Abhilfe in einer Begünstigung der Einwanderung englisch sprechender Menschen. Dem steht jedoch noch das Einwanderungsrecht entgegen, das im wesentlichen nur solche Einwanderer zuläßt, die für die landwirtschaftliche Betätigung ausgebildet sind, deren aber gibt es im britischen Mutterland nicht sehr viele.

Staatliche Säuglingsaussteuern in Japan. Das japanische Ministerium für Volkswohlfahrt hat beschlossen, jeder Familie, die ein Kind geboren wird, mit einem Glückwunsch und einem Handbuch über Kleinkinderpflege Leinwandstücke, Baumwollseife u. ä. zu überreichen. Die „Kinderaussteuern“ werden in den Mädchenschulen des Landes genützt und zusammengestellt. Es soll damit der Gedanke, daß jedes neugeborene Kind das Kind des Staates ist und dessen Schutz genießt, vertieft werden.

Untersuchungen zur Wohnungsfrage. Das Arbeitswissenschaftliche Institut der DfF. hat zur Wohnungsfrage aufschlußreiches Material veröffentlicht. Es wird darin nachgewiesen, daß von den 1938 vorhandenen 17,8 Mill. Wohnungen 0,7 Mill. = 4% so belegt waren, daß in jungen Ehen eine ausreichende Kinderzahl nicht gesund aufgezogen werden kann. 4,6 Mill. = 26% sind so eng belegt, daß ein sozialer Wohlstand sich nicht entfalten kann, besonders bei den Kinderreichen Ehen. 1,2 Mill. = 7% von Nicht-Familienhaushalten sind so eng belegt, daß sie ebenfalls als überfüllt gelten müssen. Nur 11,13 Mill. oder 63% aller Wohnungen können als ausreichend gelten. So kann man annehmen, daß mindestens 300000 bis 500000 Kinder jährlich nur deshalb nicht geboren werden, weil sich die Wohnverhältnisse gegen die Vergrößerung von Familien auswirken. Der Gesamtbedarf an Wohnungen für die nächsten 20 Jahre beträgt rund 6 Millionen.